

clv

Paul White

***Dschungeldoktor
auf Safari***

clv

Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

1. Auflage 2008 (CLV)

Originaltitel: Jungle Doctor

Originalverlag: The Paternoster Press, Exeter, Großbritannien

© der deutschen Ausgabe 1969

R. Brockhaus Verlag Wuppertal und Zürich

2008 by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung

Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Internet: www.clv.de

Übersetzung: Gottfried Müller

Umschlag: typtop, Andreas Fett, Meinerzhagen

Satz: CLV

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-86699-111-8

Inhalt

Ein Auto, ein Augenkranker und der »Mann der Kuh«	7
»Sukuma«	15
Tod und Verderben dem König der Raubtiere	21
Ein Leopard im dunklen Busch	29
Pannen, Operationen und eine Tragödie	37
In Überschwemmungen, ohne Benzin und im Schlepptau	49
Wieder daheim	63
Keilriemen und Malaria	69
Zwei und zwei sind ...	77
Läuse und viel Elend	83
Feuer und Schlangen	99
Fieber, Fliegen und ein Kampf um Leben und Tod	105
In letzter Minute	123

Ein Auto, ein Augenkranker und der »Mann der Kuh«

»Höher, Samson!«

»Einen Zentimeter nur!«

»Noch ein bisschen!«

»Halt!!!«

Ich lag der Länge nach unter dem alten kastenförmigen Ford. Von meinem Lagepunkt aus konnte ich Tanganjika aus einem ungewöhnlichen Blickwinkel betrachten. Auf der einen Seite standen – weit auseinander – zwei riesige afrikanische Beine. Samson versuchte mit aller Kraft, die linke Seite des Wagens hochzuheben, während ich den Wagenheber zurechtrückte. Ich sah, wie seine Muskeln langsam erschlafften. Er ließ das Fahrgestell vorsichtig herunter, grunzte und holte erst einmal tief Luft.

Vor uns lag das, was man in Afrika eine Straße nennt. Durch die Vorderräder hindurch erblickte ich ein typisches innerafrikanisches Alltagsbild. Von einem niedrigen Gogohaus aus Lehm- und Flechtwerkwänden schauten Grasbüschel und Kürbisflaschen herab. Dahinter lief ein kleiner Junge, mit einem Knüppel in der Hand, herum; neben ihm graste mageres, buckliges Vieh in einem Durcheinander von Böcken und dickschwänzigen Schafen.

Die schrille Pfeife des Tanganjika-Expresses zer-

riss die Stille des tropischen Mittags; der Zug arbeitete sich mühsam auf seiner Siebenhundertmeilenfahrt landeinwärts von Daressalam an der Küste des Indischen Ozeans zu den großen Seen. Der ungewöhnliche Laut schreckte Hunderte von Ibissen auf, die zwischen den Hirsehalmen daherstolzierten und nach den Raupen pickten. Mit heftigem Flügelschlag stoben sie in die Höhe und zogen große Kreise. Durch eine Lichtung im Dorngebüsch beobachteten wir den Zug. Die Wagen der dritten Klasse waren mit Afrikanern, Indern und Arabern überfüllt. Erschöpft dreinschauende Europäer sahen mit verlorenen Blicken über die weiten Ebenen. Das Geratter der Räder verlor sich langsam in der Steppe.

Samson blies den Schlauch, der ein Loch hatte, auf und legte ihn in den feinen Sand. Vorsichtig nahm er ihn wieder hoch; ein winziger Krater im Sand zeigte ihm, wo das Loch war.

Schnell kennzeichnete er die Stelle. Dann fuhr er mit der Hand über die Innenseite des Gummireifens und zog den steinharten Dorn hervor, der die Ursache unserer Panne war. Zehn Minuten später ratterten wir weiter.

Wir durchquerten vier Flüsse und kreuzten die Eisenbahnlinie, bevor wir Kikombo mit seinen schmutzigen Geschäftshäusern aus Lehmziegeln und seinem großen Marktplatz erreichten. Jenseits der Stadt kamen wir auf eine Ebene, die während der achtmonatigen Trockenzeit unfruchtbar dalag und mit wuchernden Dornbüschen bestanden war; doch die Re-

genfälle gaben ihr ein völlig verändertes Aussehen. Kurz vorher waren schwere Gewitter niedergegangen; das Aussehen der Landschaft wurde nun von einem wüsten Durcheinander bunter Winden geprägt. Große rote und gelbe Stockrosen wuchsen in Mengen auf einem Hügel, der sich zum Flussufer hinunterneigte. Der Fluss selbst war immerhin eine Viertelmeile breit; sein Bett bestand aus hartem nassen Sand, nachdem er in der Nacht zuvor die brausenden Wassermassen von den Bergen über sich hatte hinwegwälzen lassen.

Wir näherten uns dem Flussbett. Samson zog die Bremse und deutete mit dem Kinn zum fernen Ufer hinüber, wo die Straße plötzlich vor einem sechs Fuß tiefen Abhang endete. Der reißende Strom der Wasserbäche hatte Tausende Tonnen von Sand mitgerissen und ein Gebiet von einer Viertelmeile in eine einzige wogende Flut verwandelt. Daudi holte eine Hacke heraus und begann mit Samson den Uferhang abzuflachen, damit wir weiterfahren konnten.

Gerade wollte ich mit zupacken, da erblickte ich einen alten Mann, der drei Kühe vor sich her trieb. Zwei kleine Jungen begleiteten ihn. Der Alte schaute zu mir herüber und beschattete seine Augen. Da erhellte sich sein Gesicht und er eilte auf mich zu.

»Mbukua, Buana.«

»Mbukua«, erwiderte ich.

Wir schüttelten uns die Hände; ich erkannte in ihm einen meiner schwersten »Fälle« wieder. Seine Füße und Beine waren damals fast ganz mit Brand-

wunden bedeckt gewesen, und seine beiden Augen trugen noch Merkmale von Star-Operationen.

»Na, Mulewa, wie geht es dir?«

»Mulewa?«, fragte er kopfschüttelnd. »So heiÙe ich nicht!«

»Aber natürlich heiÙt du so. Ich weiÙ doch noch, wie ich deine Brandwunden behandelte, als du blind wurdest, weil du in ein Feuer hineingeraten warst. Habe ich dir nicht die Augen operiert und dir das Augenlicht wiedergegeben?«

»Gewiss, Buana, das stimmt schon, aber ich heiÙe nicht Mulewa« – er lachte herzlich. »Das *war* einmal mein Name. Jetzt heiÙe ich Benjamin. Guck mal!« Er nahm ein hölzernes Fläschchen, das er um den Hals hängen hatte, zog den Korken heraus und schüttete zwei kleine Gegenstände in seine Hand, die wie schmutzige halbierte Erbsen aussahen. Es waren seine Augenlinsen. Er hielt sie mir hin und sagte:

»Zehn Jahre lang, Buana, haben mich diese Dinge nicht sehen lassen. Ich konnte sie einfach nicht loswerden; auch der Mediziner und meine Verwandten schafften es nicht. Nur du mit deinem kleinen Messer konntest es; und siehe da, ich verstand, wie Jesus Sünde wegnehmen kann, diesen Schmutz der Seele. So wurde ich Christ und jetzt heiÙe ich Benjamin. Diese drei Kühe hier bringe ich nach Bui-giri als mein Dankopfer an Gott.«

Vorsichtig tat er seine Augenlinsen in die Flasche zurück, die er sich wieder umhngte. »Du hast mit

deinem Messer viel besser gepredigt als mit deiner Zunge«, bemerkte er dabei.

Gerade einen Tag vorher hatte Samson mich noch an eine berühmte Predigt erinnert, die ich einmal gehalten hatte. In aller Einfalt hatte ich der Versammlung erzählt, ich hätte gesehen, wie eine Menge von Büffeln sich von Ast zu Ast geschwungen und behände mit ihren Schwänzen herumgewirbelt hätte. Wem man bedenkt, dass der Affe auf Suaheli »nyani« und der Büffel »nyati« heißt, begreift man, wie leicht solche Fehler entstehen können.

»Wie geht es dir denn jetzt, Benjamin, fühlst du dich wieder kräftig?«

»Ja, Buana, ganz kräftig; nur – meine Brust schmerzt ein wenig.«

Er schlug seinen grauen Überwurf zurück und ließ sich auf einem Felsbrocken mitten im Flussbett nieder. »Buana, wenn du dein Hörrohr bei dir hast ... Ich würde mich sehr freuen, wenn du mich untersuchen könntest.«

Ich klopfte leicht und horchte.

Es hat nicht viel Sinn, einen Afrikaner während einer solchen Prozedur »neunundneunzig« sagen zu lassen; daher hatte ich das Wort »ngombe« gewählt. Es ist Tschikogo-Dialekt und bedeutet »Kuh«.

Der alte Mann atmete tief und sagte »ngombe«, während ich aufmerksam horchte. Ich ahnte nicht, dass ich noch vor dem Abend gehörigen Ärger mit dem Wort »Kuh« haben würde. Ich beruhigte den Mann und versprach ihm noch für denselben Tag

Arznei, wenn er ins Krankenhaus käme. Er rief mir Lebewohl zu und trieb seine Kühe wieder an. Nach kurzer Zeit hatten wir das Flussufer genügend abgeflacht, um unsere Reise fortsetzen zu können. Eine Menge Leute kam uns entgegen, als wir uns Buigiri näherten. Jeder von ihnen trieb eine höckerige Kuh auf die Kirche zu. Meistens sieht man die Einheimischen Getreide in kegelförmigen Körben transportieren – wobei die Frauen sie geschickt auf dem Kopf balancieren, während die Männer sie auf den Schultern tragen –, doch heute war es eine »viehische Angelegenheit«. Vor dem Krankenhaus hielten wir an. Der alte afrikanische Pfarrer und der Dorfschullehrer eilten herbei, um uns die Hand zu schütteln.

»*Mbukua*, Buana«, riefen sie.

»*Ale mbukuenji*«, erwiderte ich.

»Buana, es tut sich viel bei uns in diesem Jahr. Unsere Leute haben beschlossen, Gott als Erntedankopfer aus jedem Haushalt eine Kuh zu geben.«

Hinter der Kirche vernahm man das Brüllen und Stampfen von Viehherden. Der Erntedankgottesdienst war sehr eindrucksvoll. Nach dem Gottesdienst schossen mir eine Menge Gedanken durch den Kopf. Dort hinten musste eine Herde von etwa vierzig Kühen stehen. Obwohl diese abgehärteten Steppentiere nicht viel mehr als einen halben Liter Milch am Tag gaben, konnten wir mit zwanzig Litern Milch allerhand anfangen. Die Kinder im Krankenhaus würden jeden Tag frische Milch haben – das wäre ein vernichtender Schlag gegen die furchtbare

Rachitis. Weiter dachte ich an die Rinder und die famose Abwechslung, die ein Kalbsbraten in unser tägliches Einerlei von zähen Zweigroschen-Hühnchen bringen würde. Diese und ähnlich rosige Ideen bewegten mich in jenen Augenblicken.

Und schon hatte ich den alten Geistlichen an einem seiner Knöpfe gepackt und rief: »Pastor, das ist ja prima! Mit allen diesen ›ngombes‹ werden wir die Kinder körperlich stärken können und ihnen helfen, Krankheiten zu überwinden. Die Kinder könnten sogar lernen, wie man Kühe ordentlich und sauber melkt!« Der Alte bedeckte sein Gesicht mit den Händen; aber ich fuhr seelenruhig fort: »Wir werden ihnen beibringen, wie man Eimer keimfrei macht. Das wird ein Musterbetrieb in der Milchwirtschaft. Glauben Sie mir, es wird ein mächtiger Schritt vorwärts sein in der Wohlfahrt des Stammes hier.«

Er versuchte alles, um sein Lachen zu verbergen. Der Dorflehrer hustete vernehmlich und Daudi stahl sich schnell davon, um den Kühler zu füllen. Samson stand mit ernster Miene neben uns, blinzelte aber vergnügt mit den Augen. Er wandte sich an mich:

»Hast du dir die Herde schon einmal angesehen, Buana?«

»Noch nicht, Samson, warum?«

»Nun komm, wir gehen mal hin.«

Das Husten des Lehrers musste eine ansteckende Wirkung haben, denn der Pastor hustete auch, wobei ihm vor unterdrücktem Lachen die Tränen aus den Augen traten.

Daudi füllte gerade eine Büchse mit Wasser; er befand sich auf der anderen Seite des Missionshauses, von wo eine Lachsalve nach der anderen herüberschallte.

Fragend sah ich meinen Begleiter an: »Was gibt es denn da bloß, Samson?« – Jetzt konnten wir die Dornbuscheinzäunung und das Vieh darin sehen. »Worüber lachen sie bloß? Was habe ich denn diesmal Falsches gesagt?«

»Nichts, Buana, was du sagtest, war richtig; aber vielleicht verstehst du das Wort ›ngombe‹ nicht ganz.«

»Doch, natürlich. ›Ngombe‹ bedeutet ›Kuh‹!«

Dann schaute ich mir die Tiere an, und langsam dämmerte es mir.

Samson sah mein vor Erstaunen dummes Gesicht und brach in Gelächter aus. »Wie du siehst, Buana, bedeutet ›ngombe‹ nicht nur ›Kuh‹, sondern auch der ›Mann der Kuh‹ (also Stier). Schau nur hin, es sind alles ›Männer‹.«

Ich setzte mich auf das Trittbrett meines Wagens und lachte – lachte – lachte. –

»Sukuma«

Daudi stieß die Tür mit dem Fuß auf; mit einer Büchse in jeder Hand kam er herein und goss Wasser in eine kleine Zinkwanne. In ihr konnte ich auf keinen Fall mehr als eine Körperhälfte unterbringen, aber eine andere Art von Wannensbad gibt es im afrikanischen Busch nicht. Daudi grinste, als er den Raum verließ:

»Buana, die Wanne hat einen dünnen Boden. Wenn du dich hineinsetzt, gibt sie laute Töne von sich!« Und so war es auch.

Mitten in meine Badebemühungen hinein kam eine dringliche Stimme von der Tür:

»Hodi, Buana?«

»Lindile« (einen Augenblick), brüllte ich, warf ein Handtuch über mich und trat an das Fenster. »Was ist los?«

»Ein Kranker, Buana.«

Es war ziemlich dunkel, doch beim Schein des Neumondes konnte ich ein afrikanisches »Sanitätsauto« ausmachen – eine Tragbahre, bestehend aus einer langen Stange, an die mit starken Dornen eine Decke geheftet war. »Schick sie hinüber ins Krankenhaus; in fünf Minuten bin ich unten.«

Vor der Tür traf ich Samson. »Ehh«, schimpfte er, »drei Monate zu spät eingeliefert! Die Medizinmänner sind am Ende ihrer Kunst angelangt, das Kind ist halb tot – und jetzt kommen sie zu uns. Es ist ein

zehnjähriges Mädchen, Buana. Es liegt da mit angezogenen Beinen, so« – er setzte sich auf die Erde und zog die Knie unter das Kinn –, »und sie hat Geschwüre –! So etwas hast du noch nie gesehen.«

Wir eilten hinüber in den Vorbehandlungsraum, dessen Lehmdach von Gras überwuchert war. Auf dem Boden saß, auf einer Decke zusammengekauert, eine verhärmte kleine Einheimische. Ich beugte mich über sie, um sie zu betrachten. Unter beiden Knien hatte sie Geschwüre, die größer waren als eine Handfläche. Sie war über und über mit Hautausschlägen und Wunden bedeckt. Ein Fleck auf dem Unterarm ließ Aussatz vermuten. Ich ordnete Behandlung und frische Kleider an. Doch erst nach langem Gezeter erklärten die Angehörigen sich bereit, sie bei uns zu lassen. Schließlich erlaubten sie uns, sie später über die Berge nach Mwumi zu bringen, wo wir sie operieren mussten, um ihre Beine wieder gerade zu richten. Ich sah zu, wie die Oberschwester und eine Afrikanerin vorsichtig die grässlichen Geschwüre verbanden. Was musste das arme Kind in seiner Lehmhütte gelitten haben, wo es nach Art der Einheimischen auf einer Kuhhaut, nur von einer alten Matte bedeckt, gelegen hatte.

Am anderen Morgen waren wir bereit, zu unserem nächsten Krankenhaus zu fahren. Wir winkten dem Personal dieser C.M.S.¹-Außenstation zum Abschied zu und fuhren die Berge hinunter auf die kaum er-

1 Churchman Missionary Society = die Missionsgesellschaft, der Dr. White angehörte.

kennbare Spur zu, die die Hauptstraße zur Küste darstellte.

Die Straße führte uns durch ein Dornbuschdickicht. Bisweilen befanden wir uns in einem richtigen Tunnel, wenn die Zweige sich über uns berührten. Rechts lag ein kleiner See; seine flachen Stellen waren mit Wasserlilien der verschiedensten Farben belebt. Enten und Gänse schwammen davon und eine Schar weißer Reiher flog kreischend auf, als wir vorbeifuhren. Die Sonne ging gerade mit großer Pracht unter. Unsere glitschige Straße wand sich einen geröllbedeckten Abhang hinunter. Sie führte zickzackförmig in eine Ebene, die in der Regenzeit einen zwei Meilen breiten Fluss bildete, in der Trockenzeit jedoch lediglich eine Vertiefung zwischen den beiden Höhen darstellte. Der Name des Flusses war Tschinjasungue.

Ich wurde an einen Tag im vorigen Jahr erinnert, als der Bischof auf Fahrt war. Sein Auto war im schwarzen Schlamm stecken geblieben und vom Hochwasser erwischt worden. Er und sein Autojunge Jakob hatten den halb versunkenen Wagen schnell an einen Baum gebunden und dann zuschauen müssen, wie die Fluten stiegen, bis nur noch das Dach zu sehen war. Dann mussten sie eine lange Zeit beim Licht der Sturmlaterne durch den Schlamm waten und – nachdem der kleine Afrikaner in ein tiefes Wasserloch gerutscht war – eine noch längere Zeit ohne Licht auskommen.

Meine lustigen Erinnerungen an anderer Leute

Missgeschick wurden plötzlich durch einen erschrockenen Laut von Daudi unterbrochen. Er deutete auf einen dreißig Meter entfernten Felsen, von dem drei Löwen mit friedlicher Miene auf uns herabschauten. Einer von ihnen erhob sich und streckte seine Glieder. Glücklicherweise war der klebrige schwarze Schlammboden fest genug; so rutschten und schaukelten wir unsere Straße weiter entlang und überließen die Löwen ihren Gedanken und Überlegungen. In den Ebenen weiter unten grasten Giraffen und Böcke. Später sahen wir eine kleinere Herde Zebras.

Abgesehen von einigen aufregenden Rutschpartien geschah nichts Besonderes, bis wir einen bereits trockenen Hügel erklommen. Etwa eine Meile vor uns stieg eine dicke rote Staubwolke auf. Wir hielten an, um zu erforschen, was sie bedeutete, und schlichen auf einem schmalen Pfad durchs Unterholz auf sie zu. Vor uns sahen wir eine lebhafte Szene – einen afrikanischen Tanz, bei dem alles mit äußerstem Lärm und Begeisterung vonstattenging. Von einem dicken Baobab-Baum verdeckt schaute ich eine Weile zu. Dann zückte ich die Kamera. Plötzlich sprang einer der Vortänzer, der sich mitten in einem Ring schwitzender, stampfender und singender Gestalten befand, auf die Schultern zweier seiner Genossen. Ich schlich näher heran und stellte die Belichtungszeit genau ein. Jetzt warf der Tänzer die Arme hoch, dass die Straußenfedern in seinen lehmbeschmierten Haaren nur so zitterten.

»Jetzt, Buana, schnell«, flüsterte Samson.

Der Verschluss klickte. Es war ein herrlicher Anblick. Der Tänzer glänzte von Schweiß und Fett; die Fuchsschwänze an seinen Fußknöcheln konnte man von unserem Standort aus gut sehen, ebenso das helle Blau um seinen Mund und die roten Ränder um seine Augen. Er führte noch eine Reihe von Solokunststücken vor, mehrere »Ajas«, und blies dabei schrille Töne auf einer Art Posthorn.

Samson ergriff meinen Arm. Der Häuptling kam auf uns zu. Er war ein alter Bekannter und ein dankbarer Patient. Nach der üblichen Begrüßungszeremonie fragte er: »Hast du Fotos gemacht, Buana? Du hast wohl den Tanz in deinem kleinen schwarzen Kasten eingefangen?« Ich zeigte ihm die Kamera.

Der Staub und Gestank waren kaum noch auszuhalten. So ging ich mit dem Häuptling zum Wagen zurück. Um vorzubeugen, gab ich ihm vier Tabletten Aspirin, denn ich war sicher, dass diese Festlichkeiten bei ihm mit Kopfschmerzen enden würden. Eine Viertelstunde ohrenbetäubender Lärm und erderschütterndes Getrampel von tausend Füßen waren auch für mich mehr als genug.

Wie üblich bockte der Motor und sprang nicht an. Der Häuptling holte ein Dutzend seiner Leute zum Schieben. Sie grölten vor Freude und begannen einen regelrechten Gesang, dessen Verse immer mit ›*sukuma*‹ endeten.

»Was heißt denn ›*sukuma*‹, Samson?«, fragte ich.

»»Schiebt‹, Buana.«

»Gut. Von heute an soll der Wagen ›*Sukuma*‹ heißen!«

Wie zum Protest sprang die Maschine an und schon sausten wir um die nächste Ecke. Ich hörte unsere Freunde noch ein letztes ›*sukuma*‹ brüllen. Wir hatten die letzte Etappe auf unserer Reise nach Mpuapua begonnen.

Tod und Verderben dem König der Raubtiere

Es war gegen Mittag, als wir am Haus der Missionsgesellschaft ankamen. Es lag am Abhang des historischen Mpuapua-Berges. Von hier aus konnten wir viele Meilen hügeliger Ebene überblicken. Das Personal des nahe gelegenen Krankenhauses kam herbeigerannt, um uns zu begrüßen. Etwa ein Dutzend Patienten wartete auf Behandlung. Ich wusste, dass noch vor Abend die Nachricht von meiner Ankunft sich überall herumgesprochen haben und ihre Zahl auf weit über hundert anwachsen würde.

Beim Mittagessen hieß der diensttuende Missionar uns willkommen. Er war während seiner Studenzeit ein ausgezeichnete Hockeyspieler gewesen.

»Sie haben es mit Ihrer Ankunft gut getroffen, mein Lieber«, lächelte er. »Der Landwirtschaftsbeamte hat uns für heute zum Abendessen eingeladen. Ich habe bereits zugesagt, und zwar auch für Sie. Er versprach auch, uns weder zähe Hühnchen noch Spinat vorzusetzen. Übrigens – ich habe eine glänzende Löwengeschichte für Sie auf Lager. Das heißt – lassen wir lieber heute Abend unseren Gastgeber erzählen. Ich selbst war nämlich derjenige, der den Löwen geschossen hat.«

Von draußen drang Lärm herein. Das bedeutete

Arbeit für mich. Ich ging hinauf zum Krankenhaus und verbrachte den Nachmittag bei Hörrohr und Spritzen. Samson und Daudi spülten eifrig Flaschen. Offenbar hatten die meisten Kranken große Schmerzen, was aber ihre Fröhlichkeit keineswegs zu beeinträchtigen schien. Die wirklich schlimmen Fälle behandelte ich; die anderen Patienten erhielten eine Karte mit dem Vermerk »Mist. Mag. Sulph.«

Am späten Nachmittag richteten wir die Apotheke neu ein. Vor dem kleinen Krankenhaus mit seinem Grasdach und seinen Lehmwänden sitzend, wog ich sorgfältig die verschiedenen Arzneimittel ab und verteilte sie in Flaschen. Bis Sonnenuntergang hatte ich 45 Liter von sechs verschiedenen Arzneien abgefüllt.

Samson und ich trugen die Flaschen in den Vorratsraum zurück. Zwei Schwestern halfen uns; dabei wollten sie die Sachen unbedingt auf dem Kopf balancieren. Mir lief es heiß und kalt über den Rücken, als ich sie unbekümmert mit den großen Flaschen voller Hustensaft daherlaufen sah.

Am Abend brach ich mit dem Geistlichen auf; wir hatten nur eine Meile bis zur Regierungshauptstadt zu laufen. Dort also erwartete uns der Landwirtschaftsbeamte zum Essen.

Der Weg führte durch eine sehr dunkle Gegend. Mein Begleiter leuchtete mit der Taschenlampe voran.

»Es war erst vorige Woche, als ich den Löwen schoss, Doktor, neun Fuß vom Kopf bis zum Schwanz. Ein ...«

Hinter uns hörten wir ein wieherndes Grunzen. Ich fasste den Arm des Pfarrers. »Was war denn das?!« Er lachte. »Ach, nur ein altes Flusspferd, das jeden Abend in diesem Teil der Welt spazieren geht. Es kommt von dem See dort drüben.«

Nach einem vortrefflichen Abendessen setzten wir uns zu einer Tasse Kaffee auf die mit Moskitonetzen umzogene Veranda. Es duftete angenehm nach Frangipani. Mein Gastgeber hob seine Tasse hoch: »Ein dreifaches Hoch auf unseren Pfarrer, und Untergang und Tod dem König der Raubtiere und allen seinen Genossen!«

»Na, dann schießen Sie mal los!«, lachte ich.

Wir machten es uns bequem und er begann: »Es ist gerade einen Monat her, als mein Diener jammerte, einer unserer besten Ochsen sei getötet worden. Eine Woche später verschwanden zwei weitere Ochsen auf geheimnisvolle Weise. Als ich nach Hause kam, untersuchte ich die Gegend und nahm Johannes mit. ›Buana‹, sagte er, ›überall wimmelt es von Löwen – und in der Tat, so war es. Im Blumenbeet meiner Frau waren Fußspuren von Löwen; sogar auf den Treppenstufen am Hauseingang entdeckte ich welche. Viele Einheimische wagten gar nicht, bei Nacht das Haus zu verlassen. So hielten der Pfarrer und ich Kriegsrat. Wir planten eine Löwenjagd. Uns beiden kam ein glänzender Gedanke. Wir wollten alles so lassen, wie es war: Das Vieh sollte im gewohnten Kral bleiben und wir wollten uns hinter einem großen Baum verstecken, jeder mit einer Sportbüchse

und einem schweren Gewehr bewaffnet. So etwas zu planen, war sehr leicht, aber als wir am nächsten Abend nach Einbruch der Dunkelheit losgingen und unsere Kampfstellungen hinter dem Baumriesen bezogen hatten, war uns die Sache doch nicht ganz geheuer. Wir waren sechs, unser Pfarrer hier, vier Afrikaner und ich. Zwei der Afrikaner stießen als Spähtrupp zu dem Kral vor. Wir kontrollierten die Ladung unserer Gewehre. Beide Läufe waren mit haselnussgroßen Bleikugeln geladen; und wie Sie wissen, reißen diese Dinger, aus nächster Nähe abgefeuert, in jedes Tier ein Loch von der Größe eines Suppentellers.

Die Grillen zirpten leise im Gras. Moskitos schwirrten umher. Offenbar hatten auch sie das lebhafteste Interesse am weiteren Verlauf der Dinge. Jenseits des Viehhofes heulte eine Hyäne. Die Herde geriet in Unruhe, und als der Mond über dem dornbuschbewachsenen Hügel auftauchte, vernahmen wir das heisere Brüllen eines Löwen.

Wir starrten erwartungsvoll in das Dunkel, konnten aber nichts erkennen. Mit einem Stück Kreide färbten wir die Zielvorrichtung der Gewehre weiß. Da wir beim Abschuss nur wenige Meter von einem hungrigen Löwen entfernt sein würden, konnten wir es uns nicht leisten, danebenzuschießen. Ein Schlag mit seiner Tatze – und eine Todesanzeige konnte abgeschickt werden.

Das Gesumme der Insekten dauerte an, nicht jedoch das Brüllen des Löwen. Es war irgendwie un-

heimlich, den Abhang beobachten zu müssen, von dem – wie wir genau wussten – der Löwe herabschlich. Dort vor uns lauerte der Tod und doch schien alles so friedlich und ruhig. Die Ebene hinter uns schimmerte im Mondlicht und der mitternächtliche Wind bewegte sanft die Blätter.

Ich blickte zum Pastor hinüber.

›Mitternacht‹, knurrte ich, ›und diese Moskitos fressen mich bald auf! Ich wünschte, ich wäre im Bett‹ – das war auch mein Wunsch. Die Minuten krochen wie die Insekten dahin. Ringsum war es still; plötzlich ließ eine Hyäne ihr schauriges Gelächter hören. Einer unserer Afrikaner fuhr schlaftrunken hoch, stolperte über die Beine des nächsten und fiel krachend ins Gebüsch. Die Hyäne machte sich aus dem Staub.

›Aja, eh, aja, jaja, gue‹, stöhnte der Afrikaner und rieb sich seine zerschundenen Glieder. Wir kicherten leise vor uns hin.

Dann wurde es wieder langweilig. Ich blickte auf die Leuchtziffern meiner Uhr.

›Zwei Uhr, Pastor. Eine Viertelstunde geben wir ihm noch. Wenn er bis dahin nicht zum Vorschein kommt, dann – ins Bett!‹

Zehn weitere Minuten vergingen. Der Pastor richtete sich auf und reckte die Glieder. Gerade hörte ich ihn tief gähnen, als einer der Einheimischen ihn an der Schulter packte und auf einen Punkt dicht hinter dem Viehhof deutete.

Der Schlaf war wie weggeblasen. Ich stand rechts

von dem Baum, unser Pastor links. Jeder von uns spähte vorsichtig um seine Baumseite herum. Dort, im Eingang des Krals, sah ich den gewaltigen Körper und die dunkle Mähne eines wahrhaft königlichen Löwen. Der Mondschein ließ ihn noch größer erscheinen.

Das Vieh schnaubte erschrocken und versuchte, durch die Buschhecke auszubrechen. Deutlich hörten wir den Atem des Löwen. Langsam und ohne jede Eile ging er in die Umzäunung hinein.

Da blitzte meine Lampe auf; der Lichtschein hielt ihn fest wie ein Scheinwerfer das Flugzeug. Seine Augen funkelten blutrot, er öffnete das Maul zu einem wütenden Knurren. Das war das verabredete Zeichen zum Feuern.

Der Pastor schoss.

Der Löwe brüllte heiser, erhob sich halb auf die Hinterbeine und kam taumelnd wieder herab.

Für einen Augenblick dachte ich, er wolle sich zum Sprung ducken. Ich griff nach der Kugelbüchse an meiner Schulter.

Aber ich brauchte nicht auch noch abzudrücken; das riesige Tier fiel donnernd zu Boden; es war mausetot.

Wir traten heran, um uns den Löwen anzuschauen, und erörterten gerade, ob er wohl neun Fuß vom Kopf bis zum Schwanz groß sein könnte, da ließ uns eine schleichende Bewegung in der Dunkelheit wieder zu den Gewehren greifen.

Ich fürchtete schon, es sei ein zweiter Löwe, doch

was davonlief, war nichts anderes als ein Schakal, der Beute gewittert hatte.«

Unser Gastgeber schenkte sich noch eine Tasse Kaffee ein, während ich ihm meinen Beifall für die Geschichte zollte. Wir hörten die BBC²-Nachrichten. Die Schläge der Uhr von Londons »Big Ben« dröhnten durch den Lautsprecher und draußen heulten Hyänen. Es war ein wahrhaft ungewöhnlicher Zusammenklang.

Als der Pfarrer und ich nach Hause gingen, schien der Mond voll auf uns herab. Undeutliche Schatten huschten über den Weg.

In jedem Busch meinte ich eine schwarze Mähne zu erblicken. Um jede Ecke fühlte ich etwas schleichen, und mein Herz stand beinahe still, als ich im hohen Gras jenseits des Missionshauses ein Knacken und Brechen vernahm. Doch diesmal beruhigte ich mich wieder: Deutlich zeichnete das Mondlicht die Umrisse eines Nilpferdes ab.

2 British Broadcasting Corporation = eine englische Radiogesellschaft.

Ein Leopard im dunklen Busch

Jemand stieß die Tür zu meinem Zimmer auf. Es war noch dunkel. Ich spähte durch die Moskitovorhänge.

»Hodi?«, fragte eine Stimme.

»Karibu«, erwiderte ich. Herein kam ein Arbeiter des Krankenhauses.

»Use ku hospitali, mbera!« (Buana, komm schnell ins Krankenhaus.) Ich tastete nach meinen Kleidern und folgte ihm im Laufschrift. Die Knöpfe machte ich mir unterwegs zu. In dem niedrigen Krankenzimmer arbeiteten wir fieberhaft beim Schein einer Sturmlaterne. In einer halben Stunde konnten wir drei Menschen das Leben retten. Die Anstrengung war der Mühe wert. Die Mutter hätte unsere alte afrikanische Schwester allein behandeln können, aber die Zwillinge wären ohne mein Eingreifen am Morgen gewiss tot gewesen. Ich war erstaunt über die Leistungsfähigkeit der alten Muendua. Sie behielt bei allem einen klaren Kopf. Die Babys schienen sich zu erholen. Ich taufte sie »Sing« und »Sang«. Während ich der Mutter den Puls fühlte, flüsterte sie: »Buana, meine vier Kinder sind alle gestorben; sie wurden im Busch geboren, aber diese zwei werden leben.«

Da brummte die alte Muendua: »Füttere sie, wie ich es dir sage, und sie werden am Leben bleiben. Gib ihnen Haferbrei, und sie sterben wie die anderen.«

Die Sonne erhob sich über den Hügel, wo der Löwe erlegt worden war.

»So früh auf den Beinen, Doktor!?,« lachte mein Freund, als er mir den Tee brachte.

»Ja, Pastor, aber vor dem Frühstück drei Menschenleben zu retten, ist ein ganz netter Tagesanfang, meinen Sie nicht auch?«

Ich wollte eigentlich vor Mittag fertig sein, musste aber zuerst einen Fall mit einem Schlangenbiss und danach unseren lecken Autokühler verarzten. Es war vier Uhr, als wir endlich aufbrachen. Bis Kongua waren es zwanzig Meilen. In einem indischen Laden kaufte ich drei Kanister Benzin. Meine Augen fielen auf einige Packungen Schokolade. Ich überlegte einen Augenblick, ob es wohl Luxus wäre, sie mir zuzulegen. Ich kam zu dem Ergebnis, dass es nicht so sei, und kaufte sie.

Die Straße wand sich am Fuß der Hügelkette hin. Sie war sehr glitschig und wir erlebten einige aufregende Rutschpartien. Da wir eine wertvolle Ladung hatten, steuerte ich den Wagen mit größter Vorsicht. In Mpuapua hatte ich nämlich meine Frau und meinen kleinen Jungen – zu der Zeit noch ein Baby – abgeholt, um sie für den Rest ihrer Ferien nach Kongua zu bringen.

Ich sah besorgt auf meine Uhr. Es war halb fünf.

Wir konnten gut vor Einbruch der Dunkelheit in Kongua sein, doch auf Safari in Tanganjika weiß man nie, was die nächste Stunde bringt. Gerade waren wir da angelangt, wo ich vor zwei Tagen den afrikanischen Tanz beobachtet hatte, als ein Mann wie wahnsinnig die Straße herabgerannt kam und wild mit den Armen fuchtelte. Ich hielt an:

»Buana, der Häuptling braucht dich dringend«, keuchte er, ganz außer Atem. Mit einem tiefen Seufzer folgte ich dem Boten. Wir fanden den Häuptling mit einer Anzahl der Ältesten des Stammes um eine Frau herumstehen; sie lag am Boden. Ihr ganzer Körper zuckte in alarmierender Weise. Sie rollte mit den Augen und ihre dicken Lippen bewegten sich unaufhörlich.

»Buana«, rief der Häuptling mir zu, »diese Frau hat *matschisi*, der Teufel ist in ihr.«

»Dagegen habe ich eine Medizin«, erwiderte ich lächelnd und nahm eine Flasche aus der Tasche im Wagen. Die eingefallenen Wangen der Frau gingen in erschreckender Weise auf und nieder. Ihr Kopf fiel von einer Seite auf die andere, sodass man befürchten musste, er würde herunterfallen.

Ich reichte Daudi die Flasche. Sorgsam zog er den Korken heraus, trat an die Frau heran und blies ihr sanft den Duft der Flüssigkeit ins Gesicht. Einen Augenblick lang rollten ihre Augen furchterregend, ihr Körper zitterte. Doch sogleich wurde sie ruhig, hustete einmal fürchterlich und setzte sich aufrecht hin, erschöpft, doch wieder ganz ruhig.

Der Häuptling und seine Leute sahen voll Verwunderung zu.

»Jah«, riefen sie, »so etwas haben wir noch nicht gesehen. Ist das eine Medizin!«

Daudi blies ein wenig zu ihnen hin. Sie hielten die Hand vor den Mund. »Eh, das ist scharf!«

Mindestens fünf Minuten sprachen sie erregt miteinander. Dann fragte der Häuptling: »Was war das für eine Medizin, Buana? Ist es ein Geheimnis? Gehört es zu den Dingen, die nur Ärzte kennen? Darf ich überhaupt danach fragen?«

»Aber sicher, Mutemi. Es gibt nicht viele Geheimnisse über unser Krankenhaus und unsere Arzneien. Diese Medizin führe ich im Auto mit, für den Fall, dass wir einem Löwen begegnen.«

»Jah, sie ist scharf. Aber – sind Gewehre nicht doch noch schärfer?«

»Ein Jagdschein kostet Hunderte von Schillingen; deshalb schütze ich mich auf meine Weise. Ich versichere dir, dass der grimmigste Löwe seine Angriffslust verliert, wenn er hiervon eine Flasche ins Gesicht bekommt.«

»Jah«, ließ Daudi vernehmen, »der würde husten! In der Tat, Ammoniak ist eine vortreffliche Medizin.«

Eine halbe Stunde konnten wir noch bei Tageslicht fahren, als wir zum Endspurt aufbrachen; doch kaum hatte ich die enge und holprige Ausfahrt des Dorfes verlassen, da zischte es im Hinterreifen ... Die Sonne ging eben hinter dem kegelförmigen Berg unter, an

dem es nach Aussage der Einheimischen spukte. Im Eiltempo wechselten wir den Reifen – und weiter ging es. Die überhängenden Dornbuschäste vergrößerten die Dunkelheit, sodass ich die Scheinwerfer einschalten musste. Doch – sie leuchteten nicht auf. Unser Baby war hungrig; es fing an zu schreien. Ich sprang heraus, hob die Motorhaube hoch und begann, das Drahtgewirr zu untersuchen. Aus dem hinteren Teil des Wagens kramte ich eine Taschenlampe hervor, stolperte aber im Halbdunkel über einen Stock und fiel hin. Die Lampe war zerbrochen. So hatte ich nichts mehr, womit ich den Bauch des alten klapprigen Autos hätte operieren und flicken können. Ich wagte nicht, ein Streichholz anzuzünden, denn um mich herum roch es stark nach Benzin. Einen Augenblick überlegte ich, dann rief ich Daudi und Samson, und im Nu brannte ein loderndes Feuer von trockenen Dornbuschästen etwas abseits des Wagens.

Meine Frau schritt mit dem Kind auf und ab. Sie war noch in Rufnähe und bewunderte gerade die Silhouette der Berge gegen das tiefdunkle Rot des erlöschenden Sonnenuntergangs.

Da rief sie: »Hier macht jemand einen fürchterlichen Krach!«

Samson horchte angespannt. »Bibi lauf, komm schnell hierher! *Tschuwi!*«

»Das ist ein Leopard, Mary!«, keuchte ich. Sie sprang in den Feuerschein zurück. Dort draußen im Dunkeln konnten wir eine dunkle Gestalt schleichen sehen.

Unsere Situation war alles andere als rosig. Die Scheinwerfer konnte ich einfach nicht reparieren. Da saßen wir nun in der Dunkelheit, und um uns herum schlich die gesamte »Tierschau« des zoologischen Gartens von Tanganjika.

Im Schein des Feuers knieten wir uns hin, und ich legte Gott unsere ausweglose Lage dar. Ich bat ihn, uns zu helfen. Im Geiste sah ich uns alle schon wieder sicher im Wagen sitzen. Das Kind schlief, die Moskitos umschwärmten uns und keiner konnte uns etwas anhaben, obwohl sie sicher alle malaria-verseucht waren.

Ich versuchte, das Innere des Wagens zu erleuchten, indem ich das flackernde Licht mit Hilfe des Rückspiegels auf den Motor fallen ließ. Schnell fand ich den Fehler, flickte den gerissenen Draht und umwickelte ihn mit Isolierband, um gleich darüber belehrt zu werden, dass die durchgebrannte Sicherung die Ursache war. Das wäre nichts Besonderes gewesen, wenn nicht irgendjemand in Mpuapua sich meine Dose mit Ersatzsicherungen »ausgeliehen« hätte. Noch einmal schien es, als steckten wir hoffnungslos im Dschungel fest, mitten in der Tierwildnis im dunkelsten Afrika.

Noch einmal betete ich still um Hilfe. Zu allem Überfluss wurde ich auch noch hungrig. Da dachte ich an die Schokolade. Hier war die Lösung der Schwierigkeiten! Ich war mir am Morgen nicht im Klaren gewesen, ob ich die Schokolade kaufen sollte, doch zweifellos hatte Gott, der jede Kleinig-

keit im Voraus bedachte, dies alles vorausgeplant. Ich bastelte mir eine Ersatzsicherung, indem ich ein Stück Silberpapier um ein Stöckchen wickelte, und klemmte sie in den Halter. Ein Drehen des Schalters und die Straße vor uns war hell erleuchtet.

»Jah«, staunte Samson, »*suanu*« (gut), und neben mir hörte ich meine Frau sagen: »Gott sei tausend Dank!« Ich rief die anderen Jungen, und auf ging's.

Selten habe ich Licht so zu würdigen gewusst wie in jener Nacht. Schon nach einer Stunde kamen wir nach Kongua. Die Stadt macht durchaus keinen besonderen Eindruck. Sie liegt weitab von der Bahnstrecke, tief in den Bergen versteckt und hat nur eine Handvoll Häuser. Doch an jenem Tage empfing sie eine Nachricht, die sie noch weithin bekannt machen sollte.

Ich holte den Postsack aus dem Auto hervor. Die diensttuende Schwester, die diese missionsärztliche Außenstation leitete, stellte ihn zur Seite und half meiner Frau und dem Kind aus dem Wagen. Dann öffnete sie ihre Post.

Begeisterung beschreibt kaum unsere Gefühle, als wir lasen, dass dieses kleine C.M.S.-Krankenhaus, das zu bauen weniger als hundert Pfund gekostet hatte, in einem weltweiten Wettbewerb den großen Preis für die Kinderpflegeweche erhalten hatte.

Pannen, Operationen und eine Tragödie

Mittags wollte ich in Berega sein. Das waren nur zweiundsiebzig Meilen; daher dachte ich, wir würden es – einige Pannen eingerechnet – bequem schaffen. Doch wir saßen immer noch fest, nicht einmal außer Sichtweite von Kongua, und es war bereits zehn Uhr.

Samson flickte das elfte Mal die Reifen:

»Kah«, brummte er, »ich möchte bloß mal wissen, warum dieses Volk immer die Äste von den Dornbüschen schneidet und mitten auf den Weg wirft. Fünf Dornen in diesem Reifen, sechs in dem da!« Ich ging um den Wagen herum und sah nach dem Vorderrad. Auch das war platt. Samson blickte auf und lachte.

»Vor morgen kommen wir nicht nach Berega, Buana. Ich werde weiter flicken, geh du am besten fotografieren.«

Ich half ihm, den Wagenheber unter die Achse zu setzen. Dann schlenderte ich den Hang hinab, auf den Dorfmarkt zu.

Dieser Platz, den die Einheimischen *Soko* nennen, hatte schon immer meine Neugierde erregt. Als ich an der langen Reihe von Kürbisflaschen, Tonkrügen, Kalebassen und Ölbüchsen vorbeiging, musste

ich lächeln. Jedes Mal, wenn ein Gefäß der Hand des rotbemützten Suahelis, der den Wasserhahn bediente, näher kam, verließ eine Frau die schwatzende Menge, die unter einem Baum Schutz vor der Sonne gesucht hatte. Zwei kleine Mädchen hatten nichts anderes zu tun, als dauernd die Töpfe weiterzuschieben. Die besonders Klugen unter den Afrikanerinnen nahmen ein gewundenes Tuch, legten es auf den Kopf, setzten ihr volles Gefäß darauf und balancierten es so nach Hause. Vorher jedoch rückten sie ihr Baby auf dem Rücken zurecht, riefen den anderen ein Wort des Abschieds zu und zogen davon, manche zehn Meilen weit durch die Ebene.

Ich machte einige Aufnahmen und unterhielt mich mit dem Marktmeister über die Ernte. Längst bevor es in Sicht war, kündigte unser altes Auto mit Rattern und Stoßen sein Kommen an. Es war elf Uhr, als ich »an Bord« kletterte. Eine lange Zeit führte uns der Weg an Bergen mit gezackten Granitfelsen vorbei. Wir überholten einige der Frauen mit ihren Wasserkrügen. Jedes Mal, wenn eine Frau uns kommen hörte, hielt sie ihren Krug fest, ging zur Seite und winkte uns lächelnd zu, wenn wir vorbeifuhren.

Die Straße stieg allmählich an. Hinter Rubeho, einem Flecken, der stolz seine indischen Läden zur Schau stellte, kamen wir auf einen steilen, ungezäunten Bergpass und erlebten eine Reihe von Rutschpartien auf roter Erde. Die Gegend wies mehr und mehr Wald auf. Hier war die Affenbevölkerung in ihrem Element. Bisweilen überragte das Gras un-

seren Wagen. Gewaltige Bergketten erhoben sich zu beiden Seiten der Straße. Neben Bergbächen sahen wir große Zuckerrohranlagen. Die Leute hier sprachen einen anderen Dialekt als den, den wir noch vor einer halben Stunde gehört hatten. Ich wusste, dass wir uns unserem Reiseziel näherten. Auf einer Tafel, die als Wegweiser an einem Baum angebracht war, lasen wir »C.M.S., Berega, 3 Meilen«.

»Kah«, rief Samson, »das Schild ist aber hoch!«

Ich lachte: »Ja, ich will dir erklären, warum. Wenn es tiefer hinge, würden die Reisenden es herunterholen und Musikinstrumente aus dem Holz machen, aber von da oben ...«

Samson lächelte. »Man müsste schon eine Giraffe sein, um da dranzukommen!«

Der holprige Weg führte uns durch weite Gras Ebenen. Die Schulkinder kamen herbeigerannt und begrüßten uns, indem sie eifrig mit ihren Händchen klatschten. Die Bremsen kreischten und wir hielten vor dem Krankenhaus, einem Gebäude mit Grasdach und Lehmwänden, dessen einzige Besonderheit ein Zementboden war. Der Bau hatte ganze 25 Pfund gekostet. Ich schüttelte dem Personal die Hände, überließ es ihnen, den Wagen zu entladen, und ging zum Missionshaus. Ich legte mich früh schlafen, denn aus Erfahrung wusste ich, was der nächste Tag an Anstrengungen bringen würde.

Früh am nächsten Morgen ging ich mit der australischen Schwester zum Krankenhaus hinunter. Sie leitete es ganz allein.

»Ein Glück, Doktor, dass Sie da sind. Dort drüben warten sicher Hunderte von Menschen auf Sie.«

Als wir beim Krankenhaus angekommen waren, sahen wir, dass sie nicht übertrieben hatte. Auf dem ganzen Platz verstreut hockten die Einheimischen herum, die zur Beratung gekommen waren. Es ist bei ihnen Sitte, für jede Arznei, die sie erhalten, ein »Dankeschön« zu überreichen; seien es Eier, Bohnen, ein Bündel Brennholz oder einige Ähren. Ich setzte mich an einen Tisch aus einer alten Kiste und behandelte die Patienten nacheinander. Jeder gab mir zuerst sein »Dankeschön« und schilderte mir dann seine Krankheit. Sie sprachen einen Dialekt, den ich kaum beherrschte. Das erschwerte die Behandlung. Mit den verschiedensten Krankheiten traten sie an: Husten, Brustschmerzen, Augen- und Ohrenleiden, Schrammen, Brüche und Quetschungen, viele Fälle von Malaria, Blattlausfieber und eine Menge anderer tropischer Krankheiten.

Die afrikanischen Schwestern füllten eifrig Arzneien ab. Andere träufelten Medizin in Augen, Ohren und Nasen, während wieder andere Verbände anlegten. In einer kleinen Grashütte, die als größten Luxus ein Glasfenster hatte, saß ein junger Afrikaner aufmerksam über dem Mikroskop und versuchte die Geheimnisse des tropischen Fiebers zu enthüllen.

Ein halbes Dutzend Leute warteten abseits. Eine alte Frau, die schon seit Jahren blind war, bestürmte mich, den grauen Star in ihren Augen zu beseitigen.

Ich untersuchte sie sorgfältig und versprach ihr, sie am Nachmittag zu operieren.

Doch das war leichter gesagt als getan. Der Operationstisch war zu kurz und musste mit Benzin-kanistern verlängert werden. Die Patientin war wenig auf die Operation vorbereitet; aber man muss etwas riskieren, wenn man Blitztouren zu sieben Krankenhäusern macht, die ihrerseits wieder nur einen Teil meines Aufgabengebietes in Tanganjika ausmachten.

Nach der alten Frau kamen drei Leute mit riesigen Geschwüren. Alle waren schon sechs Monate und länger in Behandlung gewesen. Ihre Beine waren so weit, dass man mit gutem Erfolg Hautübertragungen machen konnte.

»Diese Jungen kommen auch heute Nachmittag an die Reihe, Schwester, und dann werden wir den gebrochenen Arm dieses Kindes in Ordnung bringen. Ist es tatsächlich schon drei Wochen her, seit dieser Unfall passiert ist? Das wird eine bedenkliche Operation hier draußen, ohne Röntgengerät. Auch die vielen Schwellungen machen es schwierig, die Bruchstelle zu befühlen. Damit werden wir wohl den ganzen Nachmittag zu tun haben.«

Ein dünner Bergnebel kam herunter und nahm uns das Licht weg. Wir arbeiteten im Voruntersuchungsraum. In der Tür stand eine afrikanische Schwester mit einer Flitspritze und machte alle neugierigen Fliegen oder Wespen kampfunfähig. Über meinem Kopf hing ein Bettlaken als Hilfsdecke aus-

gebreitet, denn bisweilen fiel Gras oder Lehm von der Decke herab, was mitten in einer Operation nicht sehr dienlich ist.

Zuerst kam die alte Frau an die Reihe. Sie tat alles, was wir ihr sagten, und in einigen Augenblicken war die Sache erledigt. Sie wurde ins Krankenzimmer getragen. In einem Stückchen Tuch hatte sie die Augenlinsen, die ich beseitigt hatte und die sie so viele Jahre lang nicht hatten sehen lassen. Dann setzten wir den Jungen mit dem gebrochenen Arm unter Narkose. Während die Schwester die letzte der drei Hautübertragungen verband, sah der afrikanische Lehrer zur Tür herein.

»Buana, darf ich zusehen?« Ich nickte. Er beobachtete neugierig unsere Arbeit, bis er plötzlich Äther in die Nase bekam. »O-o-o-oh«, rief er, »ah-a-a-ach! Das riecht aber stark!«

»Schlafmedizin«, erklärte ich.

»Jah«, versetzte er und hielt sich die Nase zu. »Ich möchte lieber wach bleiben.«

Der Patient verlor langsam das Bewusstsein. Ich rückte den Arm wieder in die richtige Stellung und befühlte die Knochen etwa fünf Minuten lang. Dann war ich zufrieden: »Die Bruchenden der Knochen scheinen in guter Ausrichtung zu sein. Gib mir bitte den Gipsverband.«

Der Vater meines kleinen Patienten hatte ausnahmsweise zuschauen dürfen. Ich vernahm seine tiefe Stimme. Er brummte etwas in fremdem Dialekt vor sich hin. Der Pfleger lachte: »Er meint, Buana,

es nütze gar nichts, eine Binde aus Stoff anzulegen, auch wenn Mehl darauf sei. Der Arm brauche Eisen oder Holz als Halt.«

Inzwischen war der Gips hart geworden.

»Sag ihm, er solle herkommen und ihn anfassen«, sagte ich. Er kam heran und betastete den Gips behutsam.

»Jah«, rief er aus, »er ist hart wie Zement. Das ist Magie!«

Und schon war er verschwunden.

Das ganze einheimische Personal hielt sich aneinander fest vor Lachen. Ein Pfleger rannte hinter ihm her, um ihm die Sache zu erklären, und eine halbe Stunde später zog der Mann mit einer Streichholzsachtel voll Gips nach Hause, um dessen Wirksamkeit allen Freunden und Verwandten zu demonstrieren.

Ich wusch den Gips von meinen Händen und wandte mich an die Schwester. »Noch etwas auf dem Programm?«

»Ja«, lächelte sie. »Da ist ein Mann, dessen Zähne mir zu fest sind. Ich habe mich an einem faulen versucht, doch ohne Erfolg. Er möchte, dass Sie ihn behandeln.«

Ich betäubte einen Nervenstrang, und er war sehr erstaunt, dass sein Unterkiefer »dick« und gefühllos wurde. Der Pfleger stand als Kopflehne hinter dem Hocker. Der Unterkieferknochen des Afrikaners war hart wie Elfenbein. Der Zahn zeigte tatsächlich wenig Lust, seine Höhle zu verlassen.

Endlich, nachdem ich eine Reihe Heber und Zangen angesetzt hatte, holte ich ihn unversehrt hervor, zur beiderseitigen Befriedigung von Patient und Arzt. Er bekam Permanganat zum Nachspülen, war aber erschrocken, als er seinen Mund ausspülte.

»Kah«, staunte er, »mein Blut ist ganz lila geworden.« Wir erklärten ihm, dass dies nur eine Arznei sei, die seinen Kiefer schneller heilen lasse. Er schien halbwegs überzeugt; endlich zog er los, mit seinem Zahn in der Tasche und mit dem Wunsch, jedem von dieser neuen seltsamen Sache zu erzählen – wie man gewaltsam und doch schmerzlos einen Zahn ziehen kann. In einer Falte seines Gewandes steckte ein halbes Dutzend Aspirin-tabletten. Ich hatte es ihm so erklärt:

»Wie viele Augen hast du?«

»Zwei«, erwiderte er.

»Nur zwei?«

»Ja, nur zwei.«

»Niemals mehr?«

»Niemals.«

»Schön, genauso ist es mit diesen Pillen. Nur zwei, und nie mehr.«

»Ja, Buana.« –

Doch ich bin überzeugt, dass er alle auf einmal schluckte, nachdem die Wirkung des Äthers vorbei war.

Ich ging mit der Schwester, um eine wohlverdiente Tasse Tee zu trinken. Als sie ihre Tasse umrührte, erzählte sie:

»Neulich abends war ich wirklich schockiert. Unser Postbote hatte auf der siebzig Meilen weiten Strecke von der Bahn hierher sein Hemd zerrissen. Als ich die Briefe entgegennahm, sah ich ein Stück lepra-kranker Haut durch den Riss. Zum Glück war die Krankheit erst im Frühstadium und konnte leicht behandelt werden. Danach kam der Koch und sagte, er habe einen ähnlichen Fleck. Das war nicht gerade ein angenehmes Gefühl für mich.«

»Sie sollten einen vollzeitlichen Arzt hier haben. In der Regenzeit haben Sie keine Verbindung zur Außenwelt, und auch bei trockenem Wetter ist die nächste ärztliche Hilfe hundert Meilen entfernt.«

»Es ist schrecklich, Doktor. Voriges Jahr wurden wir durch Überschwemmungen abgeschnitten, als eine Epidemie von Hirnhautentzündung um sich griff. Ich selbst behandelte etwa dreißig Fälle. Außerdem musste ich noch die Aussätzigen-Abteilung betreuen und dazu die Babys – zweihundert wurden im letzten Jahr hier geboren. Doch die schlimmsten Augenblicke sind die, wenn eine dringende Operation zu machen ist und ich den Patienten sterben sehe, weil eine Schwester eine solche Operation nicht durchführen kann.«

Ich staunte über die Tapferkeit dieser Schwestern. Hundert Meilen vom nächsten Arzt entfernt, hatten sie täglich unter den schlechtesten Bedingungen mit ernsthaften klinischen Fällen zu tun; immer fröhlich gingen sie an die Arbeit, ermutigten sich in Erinnerung an die vielen Erfolge und vergaßen die ge-

legentlichen traurigen Begebenheiten, die unvermeidlich waren.

Der Nebel war verschwunden und der rote Ball der Sonne ging hinter den Bergen unter.

Ich spielte gerade Fußball mit den Jungen, als eine Schwester keuchend herbeigerannt kam.

»Buana, komm schnell ins Krankenhaus!«

Ich folgte ihr sofort. Als wir ankamen, war es fast dunkel. Auf dem Boden lag eine kaum atmende Frau. Man hatte sie auf einem afrikanischen Bett über Flüsse und durch dichtes Unterholz getragen, wobei sie natürlich dauernd gerüttelt und geschüttelt worden war. Eine Schwester brachte eine Sturmlaterne. Schnell untersuchte ich die Frau. Sie hatte eine innere Blutung; eine sofortige Operation war notwendig.

Ihre Angehörigen kamen aus einem entfernten Dorf und sprachen eine Sprache, die weder die Schwester noch ich verstanden. Der Lagerverwalter diente uns als Dolmetscher.

»Sag ihnen, Godwin, dass ich sofort operieren muss. Sie blutet innerhalb des Körpers, und wenn wir das nicht abstoppen, wird sie sehr bald sterben.«

Er machte dies den Verwandten klar. Sie unterhielten sich darüber. Ich hatte nicht viel chirurgische Ausrüstung bei mir; also ging ich an meine Reservorräte.

»Ich brauche Klammern, Schwester, große und kleine. Wenn Sie nichts dagegen haben, werde ich zwei Löffel umbiegen und auch die Griffe der Laterne zu Klammern zurechtbiegen.«

Ein Spirituskocher wurde angezündet und die Instrumente wurden in einer Büchse ausgekocht. Godwin trat ein.

»Sie wollen es nicht, Buana. Sie sagen, es sei gegen ihre Stammessitte. Erst müsse der Vater um Zustimmung gebeten werden und der wohnt vier Wegstunden weit weg von hier.«

Noch einmal versuchte ich, ihnen die Dringlichkeit des Falles vor Augen zu stellen, doch sie schüttelten finster den Kopf.

»Es ist gegen unsere Sitte.«

»Hört mal«, erklärte ich ihnen. »Wenn ihr einen Lehmtopf mit einem kleinen Loch habt, durch das das Wasser, das ihr vom Brunnen geholt habt, herausfließt, was tut ihr dann?«

»Wir stopfen das Loch und alles ist in Ordnung.«

»So ist es mit dem Leben dieser Frau. Lasst mich die blutende Ader stilllegen und sie ist gerettet.«

Wieder schüttelten sie die Köpfe. »Es soll nicht geschehen. Es ist nicht unsere Sitte.«

Ein Bote sauste in die Nacht hinaus, um den Vater zu rufen. Selten hat einer einen vergeblicheren Weg angetreten. Nach zwei Stunden fühlte ich ihren Puls aufflackern und dann stillstehen.

Die Verwandten weinten, lange und bitterlich. Ich wandte mich Godwin zu und hob die Augenbrauen.

»Nein, Buana, es hat keinen Sinn, ihnen zu sagen, dass es ihre eigene Schuld war.« Er zuckte die Achseln. Wieder einmal hatte die Finsternis des Heidentums und Aberglaubens ein Opfer gefordert.

Die Luft duftete nach Frangipani. Der Mond kam hinter den Uluguru-Bergen hervor. Leise sagte die Oberschwester:

»Wenn wir bloß mehr Leute, mehr Ausrüstung und Arzneien hätten – wir könnten das Vertrauen dieser Menschen im Busch gewinnen, und Tragödien wie diese würden nicht mehr geschehen. Nur die frohe Botschaft von dem lebendigen Christus kann diese Art von Unkenntnis durchbrechen.«

In Überschwemmungen, ohne Benzin und im Schlepptau

Wenn Regen auf ein dickes Grasdach fällt, klingt es sehr weich, beinahe liebkosend. Ich reckte schlaftrunken unter meinem Moskitonetz die Glieder und hatte mich gerade umgedreht, um weiterzuschlafen, als ich Samsons erregte Stimme am Fenster hörte:

»Buana, es regnet. Wenn wir nicht monatelang hierbleiben wollen, müssen wir sofort aufbrechen!«

Ich zog mich an und weckte die Schwester, sagte ihr Lebewohl und sprang in den Wagen, den Samson für alle Notfälle im Schlamm gut ausgerüstet hatte. Der Regen prasselte herunter, und schon nach einer halben Stunde war die Straße so glitschig wie mit Butter bestrichenes Glas. Ungeachtet unserer Schneeketten rutschte der Wagen bedenklich zur Seite. Ich warf einen letzten Blick zurück nach Berega, dachte an die Aussätzigen, die ich gesehen hatte, und an die Operationen, die ich durchgeführt hatte. Die Schwester würde weitere sechs Monate ohne Hilfe eine Aufgabe zu meistern haben, die dringend einen Arzt erforderte.

Meine Gedanken wurden jäh unterbrochen; Samson zeigte auf eine schäumende Wassermasse, die uns durch das enge Tal entgegendonnerte. Noch war die Talsohle trocken. Wir konnten gerade noch die

andere Seite erklimmen. Schon fünf Minuten später war der Weg von schmutzigem, wild brodelndem Wasser bedeckt, das von den Bergen herabstürzte. Wir durchstießen eine dichte Nebelwand, gespannt darauf, wie wohl die nächsten Täler aussehen würden. Glücklicherweise hatten die Sturzbäche sie noch nicht erreicht; wir verließen die Berggegend und gelangten in die offene Ebene, wo die Sonne hell herabschien. Irgendetwas Aufregendes hielten die Niederungen immer für den Reisenden bereit, und auch dieser Tag bildete keine Ausnahme.

Wir bogen um eine scharfe Ecke; da standen, keine zehn Meter entfernt, drei ausgewachsene Giraffen vor uns. Ein scharfer Tritt auf die Bremse und wir standen dicht vor ihnen. Von ihren überlegen hohen Aussichtstürmen sahen sie uns neugierig und unbekümmert an. Dann machten sie kehrt, zuckten ein-, zweimal mit den Schwänzen und verschwanden im Giraffengalopp hinter den nächsten Büschen.

Samson hob die Kurbel unseres alten Fords auf und schwang sie über den Motor: »Jetzt, Buana«, lachte er, »folgen wir ihrem Beispiel.«

Zwei Meilen weiter unten stießen wir auf hundert grasende Zebras. An einem sandigen Wasserlauf trafen wir zwei Hyänen. Sie nagten an den Knochen, die ihnen ein Löwe übrig gelassen hatte. In demselben Flüsschen sank unser Wagen weiter unten bis an die Achsen in den lockeren Sand ein. Wir klemmten Holzkeile unter die Räder, hoben sie so über den Sand und legten schwere Holzbalken unter

die Reifen, als würden wir auf Schienen weiterfahren. Endlich steuerten wir unseren kriegsmüden Wagen vorsichtig zum anderen Ufer hinüber, das wir vorher mit Haken abgescrägt hatten. Doch auch dann noch benötigten wir die Hilfe von drei riesigen Afrikanern; jeder von ihnen war mit einem »Gewand« von der Größe eines Taschentuchs bekleidet.

Samson war ausgelassen und fröhlich: »Wir haben sicher eine gute Safari heute, Buana. Wir sind allen Wassern ausgewichen und bis jetzt ohne Pannen geblieben; außerdem ist dies die letzte schlimme Sandgegend, durch die wir hindurchmüssen.«

Ich nickte skeptisch: »Das stimmt schon, Samson, aber weißt du jemals, was dir auf einer Safari bevorsteht?«

Samson schüttelte den Kopf: »Hier gibt es nicht viele Dornen, Buana, und der Motor läuft heute so flott.«

Ich wurde ein wenig von seiner Begeisterung angesteckt und freute mich auch schon auf die schönen weißen Gebäude des Mwumi-Krankenhauses, die wir wohl am Abend erreichen würden.

Über uns erhob sich ein Bergrücken aus Granit. Eine Gazellenherde hatte unser Kommen bemerkt und huschte in die schattigen Dornbüsche davon. Wir überquerten gerade eine auffällige Brücke.

»Jah«, erklärte Samson, »bis Kongua sind es noch fünfunddreißig Meilen. Die Hälfte haben wir hinter uns«, und wie zur Antwort stand der Motor still. »Benzin«, murmelte der Fahrer vor sich hin. Er klet-

terte hinaus, um den Reservekanister in den Tank zu entleeren, kam aber mit kläglichem Gesicht wieder zurück.

»Ulange (sieh), Buana!« Er hielt einen Kanister hoch, der zwei Zentimeter über dem Boden ein Loch hatte. Ein Kistennagel hatte ihn durchlöchert; kaum ein Viertel des Inhalts war übrig geblieben. Bestürzt sahen wir uns an. Da saßen wir mitten in der Buschsteppe, sechzig Meilen von dem nächsten Ort entfernt, an dem Benzin erhältlich war. Ganz abgesehen von den vielen wilden Tieren, die gerade diesen Teil Tanganjikas durchstreiften, konnte eine Verzögerung wie diese in einem Krankenhaus ohne Arzt Menschenleben kosten. Wir hatten zwei Liter Öl und eine Flasche Äther bei uns, doch ich zögerte, diese Flüssigkeiten gemischt anzuwenden, denn ich dachte an das Alter des Wagens. Ich schüttelte den Kopf: »Nein, Samson, wir können rein gar nichts unternehmen. Dies ist wieder einmal ein Fall, in dem wir Gott um seine Hilfe anrufen müssen.«

Zusammen knieten wir an der Stoßstange nieder und baten Gott, uns beizustehen. Es waren keine wortreichen Gebete, sie waren einfach und auf die Hauptsache gerichtet. Wir vertrauten auf den Vers, der in afrikanischer Übersetzung heißt: »Das heiße Gebet eines Manes, der mit Gott in Ordnung ist, ist wirksam.«

Wir setzten uns hin und warteten. – Über uns flatterte mit schrillum Pfiff eine Menge Vögel. Die Dornbüsche bargen eine große Zahl flaschenhals-

förmiger Nester in sich. Die fleißigen kleinen We-
bervögel schnatterten mit großem Lärm umher. Am
Horizont tauchte eine Gruppe Menschen auf. Ihr
Anführer war ein baumlanger Mann, in dem ich so-
gleich den afrikanischen Geistlichen erkannte.

»Mbukua, Doktari Buana.«

»Mbukua, Pastor«, erwiderte ich und erzählte ihm
unsere Geschichte.

»Oh, mein Sohn wird gleich für dich nach Mpua-
pua gehen, Buana. In vier Tagen wird er mit einem
Kanister Benzin zurück sein.«

Ich dankte ihm, sagte ihm aber auch, dass wir zu
Gott um jemanden gebetet hatten, der vorbeikom-
men solle, um uns mit dem nötigen Kraftstoff zu ver-
sorgen.

Er schüttelte zweifelnd den Kopf: »Aber, Buana,
seit zwei Wochen ist hier kein Lastauto mehr vorbeie-
gekommen.«

Ich nickte zustimmend. »Ja, Johannes, das stimmt.
Doch wir wollen trotzdem glauben. Ich bin sicher,
dass Gott antworten wird.«

Wir gingen mit ihm in sein Haus. Es war auffal-
lend sauber. Seine Frau mahlte gerade Mehl vor der
Tür. Sie erhob sich und begrüßte uns. Wir traten ein,
und sie kochte in einem kleinen Kessel einen guten
Tee.

»Ich freue mich wirklich, Buana, dich heute hier
zu haben«, sagte sie. »Mein jüngster Enkel hat sich
doch das Bein verbrannt. Ich habe ihn so behan-
delt, wie du uns geraten hast, und Teeblätter auf-

gelegt; aber willst du nicht mal selber nach ihm schauen?«

Der kleine Junge, ein reizendes Kerlchen von sechs Jahren, lag auf einem Bettchen, das ihm sein Vater, der hiesige Missionslehrer, aus Holz und Weinranken gezimmert hatte. Er war mit einem Moskitonetz bedeckt. Auf seiner Brandwunde lag ein sauberes Stück Stoff. Sein Gesicht war schmerzverzerrt, doch er lächelte mich tapfer an, als ich den Verband abnahm.

»Buana«, flüsterte er, »wird es gleich noch mehr wehtun?«

»Jawohl, gnädiger Herr, aber nur ein wenig.«

»Vielleicht, Buana, muss ich ein bisschen schreien.«

Ich fasste seine Hand. »Macht nichts, alter Junge, das werden wir schon in Ordnung bringen.«

Daudi brachte meinen Arzneikasten und Mullbinden aus dem Wagen. Als er wiederkam, holte er zwei Flaschen hervor; eine war hellrot, die andere enthielt eine farblose Lösung. Die Frau des Pastors hatte Wasser aufgesetzt, damit wir Schalen und Instrumente keimfrei kochen konnten. Behutsam bestrich ich die Wunde mit der klaren Lösung und färbte sie mit der roten, was meinen kleinen Patienten sehr aufregte. Während ich darauf wartete, dass sie trocknete, malte ich ihm mit der roten Flüssigkeit Bilder auf mein Bein. Er strahlte über das ganze Gesicht und rief: »Wie schön, ein Europäer zu sein! Da kann man auf sich selbst Bilder malen, die andere Leute sehen können!«

Mit einem Ruck sprang Samson auf und rannte schnell wie ein Hirsch auf die Straße.

»Kah«, staunte mein Gastgeber, »warum macht er das?«

Da hörten auch wir das Geräusch eines Fahrzeugs in niedrigem Gang. Wir eilten zur Straße. Samson hatte einen Lastwagen angehalten, der mit Benzin beladen war, und handelte lärmend und mit fuchtelnden Armen mit dem Fahrer, einem Araber.

Nach einigen Minuten hatte Samson unseren Tank gefüllt, dazu zwei Ersatzbehälter.

»Es ist besser, hier zu kaufen, Buana, jeder Kanister kostet hier einen Schilling weniger als in Doda.«

Ich lächelte. »Wirklich, Buana, Gott hat unser Gebet erhört. Jetzt können wir weiterfahren und haben außerdem noch sechs Schillinge gespart!«

Ich wandte mich nach meinem Gastgeber um. »Lass uns Gott dafür danken, Johannes. ›Seit vierzehn Tagen kein Auto!‹, hast du gesagt. Na, und jetzt? Eine halbe Stunde Wartezeit, und alle Not ist behoben!«

Unter den Nestern der Webervögel knieten wir nieder und dankten Gott.

»Buana, unser Gott ist tatsächlich ein liebender Vater.« »Das ist wahr«, stimmte ich zu. »Er antwortet, wenn wir unser Leben nach seinem Plan ausrichten.«

Wir nahmen Abschied und gingen wieder auf Safari. Hundert Meilen hatten wir zurückzulegen. –

Es war eine glatte Fahrt, und alles schien ohne weitere Zwischenfälle zu verlaufen. Die Straße wand sich durch riesige Blumenfelder. Es wimmelte von Winden, die die kleineren Pflanzen erdrückten und sich sogar bis hoch in die Dornbäume hinaufkletterten. Die Landschaft war wie mit einem Teppich feiner Pastellfarben überzogen. An einer schlammigen Stelle gerieten wir ins Schleudern, mitten in einer Unmenge von weißen, trompetenförmigen Blumen mit purpurrotem Hals.

Unter der Kühlerhaube hervor kam ein Ton, der wie menschliches Husten klang. Unser armer alter »Sukuma« spuckte, bockte und – stand still. Das war nichts Besonderes. Samson sprang hinaus, ging nach hinten, schraubte den Verschluss des Benzintanks ab und blies kräftig in die Öffnung, die die Größe eines Tennisballs hatte. Dann rannte er nach vorn, hob die Haube hoch, zerrte an mehreren Drähten und ließ die Anlasskurbel einmal herumschnellen. Sofort erwachte der Wagen zu neuem Leben und prustete los. So holperten wir weiter durch meilenweite Blumenfelder.

Am Rande des nächsten Flusses hielt Samson an: »Fahr du, Buana, lass Daudi und mich schieben.«

Langsam bewegte sich unsere baufällige Kiste auf ein sandiges, ausgetrocknetes Flussbett zu.

»Haja«, brüllte ich. »Mukundugisenji!« (feste vorwärts!) Sie schoben mit aller Kraft, während ich Gas gab. Da begannen die Räder zu rutschen, und nur fünf Meter vor dem gegenüberliegenden Ufer hielten wir.

»Schaukelt den Wagen, Samson«, rief ich, »los!«

Wir schafften einen weiteren Meter. »Haja«, feuerte ich sie an. Eine letzte Anstrengung – und es ging hinauf und hinüber.

Wir saßen am schrägen Ufer fest. Der Motor brüllte auf.

»Er ist aus dem Gang gesprungen, Buana«, meinte Samson und schob einen Stein unter das Hinterrad. Doch dem war nicht so. Wir sahen uns gegenseitig an – die Achse war gebrochen!

Wir befestigten ein langes Seil an der Stoßstange und zogen den Wagen ein Stück weiter; dann setzten wir uns unter einen Busch, machten es uns bequem und warteten auf jemanden, der uns helfen würde. Doch außer Millionen von Fliegen schien sich niemand für uns zu interessieren.

Samson reinigte die Zündkerzen, ich blätterte in einem medizinischen Journal und Daudi schlief; allerdings nur so lange, bis ein Haufen roter Ameisen ihn entdeckte. Die nächsten zehn Minuten waren nicht gerade angenehm für ihn.

In etwa einer Meile Entfernung sahen wir weiße Ibis aufsteigen und weite Kreise ziehen.

»Es kommt jemand«, bemerkte Samson. Wir horchten. – Tatsächlich näherte sich ein Lastauto, und schon kam, gefährlich schaukelnd, eine alte Karre daher. Am Steuer saß ein junger Inder. Mit hoher Geschwindigkeit nahm er den Fluss in Angriff und – blieb an derselben Stelle stecken wie wir.

Ich band das Tau von unserem »Sukuma« los und ging hin, um ihm aus der Patsche zu helfen.

»Mbukua, Suliman.«

»Mbukua, Buana. Sa Safari?« (Was gibt es Neues auf eurer Fahrt?)

»Suanu du« (nur Gutes), erwiderte ich, afrikanischer Sitte gemäß, »allerdings haben wir einen Achsenbruch und können nicht weiterfahren.«

Eine halbe Stunde lang zogen, zerrten und schoben wir. Zu guter Letzt mussten wir den Wagen hinten hochwinden und Steine unter die Räder legen, bis wir das schwere Auto endlich aus dem Flussbett herausbekamen. Es war hoch vollgepackt mit gerollten Kuhhäuten und Fellen; mehrere Seile hielten sie zusammen. Obendrauf saß ein kleiner, afrikanischer Junge. Er ermunterte uns mit lautem Geschrei, während wir schwitzend schoben und herumhantierten. Der letzte plötzliche Ruck, der den Wagen herausstieß, brachte auch die Kuhhautrollen in Bewegung, die wie ein federndes Sprungbrett wirkten und den Jungen obenauf in die Luft beförderten; er landete auf seinem Hinterteil in einem Sandhaufen und stimmte in unser lautes Lachen ein.

Es begann eine aufregende Dreißigmeilenfahrt nach Dodoma.

»Buana, fahr du doch«, bat Samson. »Es ist nicht so schlimm, wenn *du* den Wagen kaputt fährst, aber wenn *ich* es tue – ach – dann gibt es einen riesigen Trümmersalat!«

Suliman fuhr gleich mit großem Tempo los. In dicken Wolken wirbelte der Staub auf. Ich konnte kaum die Hinterfront des Lastwagens sehen, der

nur fünfzehn Fuß vor uns war. Wir schaukelten gefährlich nach beiden Seiten. Unsere Bremsen waren nicht gerade im besten Zustand, und so war es zweifellos eine gewaltige Leistung, das Schlepptau straff zu halten. Plötzlich schien die Straße unter uns wegzugleiten.

Das Seil erschlaffte und wir schossen nach vorn – mit einem solchen Ruck, dass einem davon schlecht werden konnte. Wir hatten mal wieder ein trockenes Flussbett durchquert.

Das Tau hielt die Spannung nicht aus und riss. Wir rutschten, schleuderten und standen still – allerdings in umgekehrter Fahrtrichtung. Ich schaute zu Samson hinüber. Seine Augen standen hervor wie die Register einer Orgel; sein Gesicht war rot vom Staub der Straße.

»Kah!« Er lachte süßsauer. »Eine schöne Fahrt! Wer möchte nicht so ein Auto besitzen!?!«

»Samson«, sagte ich, »ich werde für ein neues beten. Ich fühle mich um Jahre älter, seit wir heute morgen losfahren.«

Suliman kam zu uns herüber.

»Habari?!« (Gibt es was Neues?), grinste er.

»Ach«, meinte Samson, »es geht uns eigentlich ganz gut. Siehst du nicht, dass unsere Kühlerhaube nach hinten gerichtet ist und wir Augen, Mund und Nase voll Dreck haben? Das Schlepptau hat sich in zwei Hälften geteilt, und meine Beule am Kinn ist so groß wie ein Hühnerrei; die Windschutzscheibe war nämlich ganz schön hart.«

Der Inder bog sich vor Lachen.

Das Seil wurde verknotet, und wir fuhren weiter, allerdings in verlangsamtem Tempo. In Dodoma bedankte ich mich aufs Herzlichste bei Suliman; ich zog einige Fünf-Schilling-Noten hervor, doch er wehrte ab.

»Oh nein, Buana, du hast meiner Frau das Leben gerettet. Du hast mein Schlüsselbein in Ordnung gebracht und meinem Großvater sogar das Augenlicht wiedergegeben. Wie sollte ich für diesen lustigen Morgen auch noch Geld von dir nehmen?!«

Ich übergab meinen Wagen Georg, dem stets lächelnden griechischen Werkstattbesitzer.

»Morgen früh gegen zehn Uhr, Doktor, ist er fertig.«

Nach einer Stunde saß ich, gebadet und frisch gekleidet, bei einer Tasse Tee im Haus des Bischofs von Zentral-Tanganjika. Ich erzählte ihm von den Erlebnissen unserer Safari und schloss mit den Worten:

»Offen gesagt, Sir, irgendetwas muss mit dem alten Ford geschehen, sonst wird er noch unser Tod sein.«

»Mein Teurer, ich würde Ihnen gern einen besorgen, aber Sie wissen ja, dass wir kein Geld für die Autos der Missionsstationen haben. Bitten Sie Gott, dass er die Mittel dafür schenken möge.« – Und das tat ich.

Am nächsten Morgen, als ich »Sukuma« abholen ging, fand ich Samson unter dem Wagen liegen.

Er sah sich die Reparaturen an und berechnete die Kosten.

»Georg«, fragte ich den Besitzer der Werkstatt, »was würdest du mir für das Auto geben?«

»Ich?«, fragte er erstaunt. »Gar nichts.«

»Aber der Wagen ist ausgezeichnet!«, heuchelte ich.

Samsons grinsendes Gesicht sah unter dem Wagen hervor.

»Und er lässt sich sehr gut lenken, Buana.«

»Doktor, den Wagen würde ich nicht geschenkt nehmen«, antwortete Georg. »Er hat für mich einen viel größeren Wert, wenn er jemand anders gehört. Aber vielleicht kann ich ihn für Sie verkaufen.«

»Ich möchte mir einen neuen anschaffen, und zwar muss er als Krankenwagen dienen können und zugleich Raum für die vielen Arzneien haben, die ich von Krankenhaus zu Krankenhaus fahren muss. Ich brauche ihn sehr bald. Was kostet so ein Wagen, Georg?«

»Rund 200 Pfund, Doktor.«

Ich konnte Samsons und Daudis Gedanken erraten. Sie wunderten sich und überlegten, woher wohl eine solche Summe kommen könnte.

Während wir in den letzten Tagen durch die Steppe geschaukelt waren, hatte ich Gott die Angelegenheit hingelegt und ihn um einen neuen Wagen gebeten. Ich verließ mich ganz auf sein Versprechen: »Bevor sie rufen, will ich antworten, und während sie noch reden, will ich sie erhören.«

Wieder daheim

»Kuetu« (zu Hause), atmete Daudi erleichtert auf, als wir die vertrauten hellweißen Gebäude von Mwumi vor uns auftauchen sahen. Schwestern und Pfleger kamen uns vom Krankenhaus entgegengerannt und begrüßten uns stürmisch. Eidechsen huschten von der Garagentür fort. Ich stellte den Motor ab. Wir waren daheim.

Am späten Nachmittag machte ich einen Rundgang durchs Krankenhaus, hinterließ Anordnungen für verschiedene Behandlungen und ging zum großen Krankenzimmer hinüber. Während ich draußen stand und den Tomatengarten eines unserer Helfer bestaunte, erklang innen die Stimme von James, der sich selbst »Oberschwester« zu nennen pflegte.

»Hier kommt eine Ambulanz, Buana.«

Aus dem Lärm, den die Träger machten, schloss ich, dass mein neuer Patient ein Erwachsener war. Die Fremden traten ins Krankenzimmer der Männer ein, setzten ihre Last nieder und schlugen die Decke zurück.

»Kah«, verwunderte sich Daudi, »Buana, das ist ja der Mann, den wir in der Nähe von Mpuapua bei dem Tanz sahen.«

So war es; er sah jämmerlich aus und machte ein klägliches Gesicht.

»Er heißt Muganga, Buana«, sagte James.

»Mbukua, Muganga.«

»Mbukua, Buana«, erklang die schwache Stimme des Kranken vom Fußboden her. Mit einem Ruck zog er die Knie unter das Kinn und gab eigenartige Laute von sich:

»U-k-k-k-k-, E-e-e-e-e-e-, U-k-k-k-k-k.«

Offenbar befand er sich im Fieberwahn. Ich untersuchte ihn und gab ihm eine schmerzstillende Spritze. Daudi hatte Mugangas ganze Krankheitsgeschichte erfahren, und in seinem besten Englisch machte er mir seine Meinung über dessen Leiden klar.

»Buana, es ist ein Fall von Kieselsteinen im Bauch.«

»Oh«, erwiderte ich, »du meinst Steine in der Niere oder, wie wir Mediziner sagen: Nierenkolik?«

Daudi nickte zustimmend. In sich zusammengesunken lag der Patient auf seinem Bett. Er erhielt Arzneien. Ein Ziegelstein wurde erhitzt und in ein altes Stück Decke gewickelt. Wenn ich nicht dabei gewesen wäre, hätte der junge Gehilfe das ganze Paket auf dem weichen Zwerchfell des unglücklichen Patienten landen lassen, und zwar nicht gerade sehr sanft. Der Kranke war eingenickt. Als ich nach zwei Stunden kam, um nach ihm zu sehen, zeigte er wieder reges Interesse am Leben. Ich zeigte ihm meine Fotografien. Er nahm eine und betrachtete sie, doch im ersten Augenblick konnte er nicht ausmachen, was sie darstellte. Plötzlich ging ein breites Grinsen über sein Gesicht.

»Jah«, rief er, »das bin ich. Kah! Sehe ich nicht großartig darauf aus? He-e-e-e-e, sieh mal meine Haare!«

Traurig rieb er sich mit der Hand über den Schädel, der inzwischen kahl geschoren worden war und nun nackt und glänzend war wie eine Billardkugel. James lächelte und deutete mit dem Kinn auf einen Frangipanibaum, unter dem das abgeschorene Haar und die Kopfbedeckung des Patienten lagen.

Mugangas Begeisterung legte sich plötzlich, wieder durchfuhr ein heftiger Schmerz seinen Körper. Es lag auf der Hand: Eine sofortige Operation war notwendig. Ich gab Daudi Anweisungen, und er eilte fort, um die Instrumente vorzubereiten.

»Buana«, hauchte der Kranke, »ich will diese Todesmedizin nicht, nach der du riechst; sie stinkt wie altes Bier.«

Ich überlegte, was wohl die Hersteller dieses Betäubungsmittels zu diesem Urteil über ihre Ware sagen würden, und versicherte ihm, dass er die ganze Operation mit ansehen könne, ohne dabei Schmerzen zu empfinden. Die Medizin, die ich aus einer Nadel herauspritzen ließe, stille jeden Schmerz.

Er wurde zum Operationstisch gebracht. Bevor ich anfang, betete Samson für die Gesundung des Mannes und um Beistand für den Doktor und die Gehilfen.

»He-e-e-e«, spottete der Patient, »du tust gerade so, als ob du Gott kennst.«

»Das stimmt, ich kenne Gott auch«, erwiderte Samson. »Er ist mein Vater. Für ihn tue ich meine Arbeit, und zu ihm kann ich immer reden. Wir haben ein Lied, das viel besser ist als alle eure Gesänge, die ihr bei euren Tänzen singt. Es handelt von Jesus Christus:

*Er hat mich so geliebt,
Er starb für mich am Kreuzesstamm,
Damit ich in den Himmel komm,
Gerettet durch sein teures Blut;
So hat er mich geliebt.«*

Wir operierten etwa eine Stunde lang. Mit einem Seufzer der Erleichterung machte ich die letzten Stiche; der Kranke wurde angezogen und ins Bett getragen. Mit schwachem Griff fasste er meine Hand. »Jah, Buana, vielen Dank. *Mulungu umulungulungu* (Der Gott der Götter hat deine Hand ganz sicher geführt). Ich spürte überhaupt keine Schmerzen.«

»Es ist in der Tat *der* Gott«, fügte Daudi hinzu. »Jetzt schlaf! Deine Sorgen sind zu Ende, unsere haben gerade erst begonnen.«

Am nächsten Morgen betrat ich das Krankenzimmer. Da sah ich James, den Krankenevangelisten, neben unserem Patienten auf einem Hocker sitzen; sein verwundetes Bein hatte er hochgelegt. In der einen Hand hielt er ein Neues Testament, mit der anderen fuchtelte er in der Luft herum, damit Muganga auch ja jedes Wort verstehen und würdigen konnte. Wäh-

rend ich mir die Hände schrubberte, hörte ich ihnen zu.

»He-e-e-e-e«, bestätigte der Kranke. »Es ist wirklich der lebendige Gott, der mich wieder gesund werden ließ.«

James las ihm die Geschichte von der Heilung des römischen Hauptmannsknechtes vor. Als er fertig war, wandte er sich zu dem Kranken und sagte: »Hier siehst du, wie die Kraft Jesu wirkte. Er war noch Meilen entfernt von dem kranken Mann, als dieser geheilt wurde. Genauso kann Jesus seine Kraft an dir wirken lassen, Muganga, obwohl er im Himmel ist. Du bist am Körper gesund geworden, doch du brauchst mehr: Du musst im Herzen gesund werden. Du kannst gerettet werden, wenn du ihm dein Herz schenkst.«

»Es ist ja nur die Härte meines Herzens«, seufzte Muganga. »Ich habe das Wort Gottes in meinem Dorf oft gehört, aber ich habe ihm nie gehorcht.«

Ich trat an sein Bett. »*Kah*«, sagte ich zu ihm, »wem hast du denn gehorcht, als du mit deinen Schmerzen hierherkamst?«

»Ich kam, weil ich Hilfe brauchte, Buana.«

»Oh«, warf James ein, »und für deine Seele brauchst du keine Hilfe?«

»Fass mal in meine Hosentasche, James«, forderte ich ihn auf.

Mein afrikanischer Freund holte einen Stein von der Größe eines Golfballes hervor.

»Dieses Ding hier«, erklärte ich Muganga, wäh-

rend wir ihn anzogen, »haben wir aus dir herausgeholt, und der Einzige, der das tun konnte und dich von den Schmerzen befreien konnte, war ich.«

»Du verstehst das Gleichnis, nicht wahr?«, fragte James.

»Nur Jesus kann den Stein der Sünde fortnehmen, der Schmerzen, Elend, Leid und Tod hervorruft. Fühlst du nicht, dass du seine Hilfe brauchst?«

Einen Monat danach zog der Afrikaner nach Hause. James sah ihm nach, als er den langen Pfad zum Dorf hinunterschnitt.

»Niemand wird er das praktische Gleichnis, das wir ihm erzählten, vergessen; er wird den Stein vielen anderen zeigen und ihnen dasselbe sagen. Wahrhaftig, Buana, dein Messer predigt viel besser als dein Mund!«

Keilriemen und Malaria

Drei Monate waren vergangen, seit das letzte Gewitter die Niederungen überschwemmt hatte, doch noch war kein grünes Hälmlchen zu sehen. Die Baobabbäume standen da wie magere Skelette, und die Dornbuschreihen glichen riesigen Drahtverhauen.

Das Krankenhaus lag auf einmal wie ausgestorben da. Mit dem Austrocknen der Teiche hatten sich auch die Moskitos verzogen – und mit ihnen die Malaria. Die Einheimischen hatten sich neue Hütten gebaut. Unser Feldzug gegen den Schmutz in den Wohnungen der Einheimischen hatte einen Rückgang des Blattlausfiebers zur Folge. Nichts Dramatisches ereignete sich, und es gab auch nicht besonders viel zu tun. Ich hatte meine Schallplatten in Ordnung gebracht, und als ich gerade dachte, so ruhig wie jetzt könne es noch eine Weile bleiben, kamen neue Sorgen in Form eines Mannes auf einem Esel zu uns geritten. Er überbrachte mir einen Brief, der mir mitteilte, dass ein Kind eines afrikanischen Pastors – achtzig Meilen von unserer Station entfernt – ernsthaft erkrankt sei. Es war zu weit weg, als dass wir das Mädchen hätten herholen können, und es war zu krank, um zu laufen.

Ich rief Daudi und Samson: »Daudi, hol dein Mikroskop, die Glasplättchen und alles, was dazugehört. In einer Viertelstunde musst du fertig sein. Du

wirst draußen im Urwald eine Blutuntersuchung machen müssen.«

»Samson, zwei Spritzen, Chinin und Arsen bitte, und Arznei gegen die Schlafkrankheit, dazu Antiseptika und den Notoperationskasten. In einer Viertelstunde geht es los.«

Ich packte einige notwendige Dinge in den Rucksack. Das Krankenhaus konnte ohne Weiteres der Obhut der Schwester überlassen bleiben. Ich sagte meiner Familie Lebewohl, band noch schnell ein Moskitonetz und eine Hängematte oben auf den Rucksack, warf alles hinten in den Wagen, und schon waren wir fort.

Es war kein besonders vielversprechender Start: Fast eine halbe Meile schob man uns, ohne dass sich etwas ereignete, aber dann begann »Sukuma« mit einem Ruck seine Achtzigmeilenfahrt durch den Dschungel.

Für mich war die Fahrt geradezu beängstigend. Während wir durch trockene Flussbetten humpelten und uns mit Mühe durch die Sandmassen bohrten, sah ich ständig auf meine Uhr. Wir wollten das Leben eines Kindes retten; jede Stunde war kostbar. Der Wagen schien zu kriechen und die Uhr zu rasen. Ich hielt den Atem an, als ein schwieriges Flussbett auftauchte, und betete im Stillen. Wir durchquerten es, ohne dass etwas passiert wäre. Gleich vor uns führte die Kap-Kairo-Straße vorbei. Sechs Meilen dichter Dornbuschdschungel lagen hinter uns. Eine halbe Stunde hatten wir dazu gebraucht, eine schrecklich lange Zeit.

Inzwischen merkten Samson und ich, dass der Kühler bereits kochte. Das waren ja gute Aussichten! Samson lief, um frisches Wasser hineinzugießen, und ich hob die Haube ab. Man stelle sich meine Gefühle vor, als ich sah, dass der Keilriemen des Ventilators angerissen war. Dabei hatten wir ihn erst kürzlich neu angeschafft, und, was viel schlimmer war, wir hatten keinen Ersatzriemen. Sofort begannen wir, ihn zu reparieren. Wir versuchten es mit einem geflochtenen Hanfseil, doch es rutschte ab. Ein Einfall nach dem anderen erwies sich als wertlos. Samson wischte sich den Schweiß von der Stirn. Plötzlich lief ein Grinsen über sein Gesicht: »Buana, gib mir einen Schilling.« Ich tat es. Er lief in den Busch davon. Ich ging auf und ab. Das Barometer stand bei mir auf Sturm. Warum musste das nun passieren? Doch dann ging ich auf die schattige Seite des Wagens, kniete am Trittbrett nieder und erzählte meinem himmlischen Vater alles, was mich bewegte. Ich bat ihn, dass das Kind durch diese Verzögerung nicht leiden müsse und wir einen Ausweg finden könnten, um die Reise fortzusetzen. Ich zog mein Neues Testament heraus und las: »Der Friede Gottes, der größer ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne.«

Da hörte ich das Geräusch von Samsons Tritten, und als ich aufblickte, sah ich ihn mit einem Stück Kuhhaut daherkommen. Er zerschnitt es in Streifen von der Breite des Riemens, tauchte einen in Wasser und verknüpfte die Enden so, dass der neue Riemen

gut saß. Als wir ihn anbrachten, klappte es prima. Wir sprangen in den Wagen und fuhren los. Eine Reihe weiterer Hautstreifen hatten wir eingeweicht. Nach zehn Meilen hörten wir ein scharfes »peng«.

»Der ist hin«, rief Samson.

In Eile flickten wir einen zweiten zusammen. Die Sonne wollte gerade untergehen, als wir am Ziel waren. Daudi besorgte sich eine Kiste für sein Mikroskop und stellte sie in das Licht der Scheinwerfer; dann kam er hinter mir her in das Haus. Unsere kleine Patientin lag, in zwei Wolldecken gehüllt, auf einem einfachen Bett, das aus dünnem Holz gezimmert und mit Streifen aus Kuhhaut bespannt war. Simeon, der afrikanische Geistliche, erzählte mir kurz die Krankheitsgeschichte seiner Tochter, ohne etwas zu verheimlichen oder zu beschönigen.

Daudi hatte inzwischen Blutproben genommen und untersuchte sie. Das grelle Licht der Scheinwerfer fiel auf sein angespanntes Gesicht, während er durch den Augenstutzen des Mikroskops blickte. Das Mädchen hatte 40 Grad Fieber. Es war bewusstlos. Ich untersuchte es gewissenhaft und kam zu dem Ergebnis, dass es höchstwahrscheinlich Gehirn-Malaria war. Da rief mich Daudi mit aufgeregter Stimme zu sich. Ich trat hinaus und schaute durch das Mikroskop. Die ganze Scheibe zeigte Blutzellen, in denen es von Malaria-Erregern wimmelte. Ich holte eine Spezialflasche, die Chinin für Veneninjektionen enthielt. Daudi hielt den Arm des kleinen Mädchens, während ich ihm die Spritze gab. Daudi

und ich knurrten zufrieden vor uns hin, denn offensichtlich hatte ich die Ader getroffen. Langsam spritzte ich der kleinen Patientin die Flüssigkeit ein, indem wir hofften, dass sie das Leben der Kranken erhalten, der Malaria dagegen den Tod bereiten würde.

Die verschiedensten Kästen und Flaschen wurden aus dem Auto geladen. Ich nahm den Vordersitz heraus, baute daraus eine »Matratze«, entfaltete ein Moskitonetz und rollte mich in meine Decke. Im Nu war ich eingeschlafen.

»Buana, Buana, komm schnell!«

Es war die ängstliche Stimme der Mutter. Ich sprang auf, stieß das Netz zur Seite und eilte zu der Patientin. Zuerst dachte ich, sie hätte einen Anfall, doch sie wurde nur heftig vom Malariafieber geschüttelt. Die Mutter brachte eine Büchse mit heißem Wasser, und wir wuschen die Kranke. Im Dämmerchein hinter dem Bett stand der Vater.

»Es steht nicht gut mit ihr, Simeon«, flüsterte ich. Gemeinsam knieten wir nieder und baten Gott, er möge die verabreichten Arzneien doch segnen, und beteten für das Leben der Kleinen.

»Ruf mich beim ersten Hahnenschrei«, bat ich die Mutter. Das war um vier Uhr morgens, und als sie mich weckte, stellte ich zu meiner äußersten Befriedigung fest, dass das Fieber auf 39 Grad gesunken war. Auch der Pulsschlag war besser geworden, und der Nacken zeigte etwas Bewegung.

Als ich wieder erwachte, war es taghell. Samson

bewachte die Umgebung des Hauses und gebot jedem Ruhe, damit ich schlafen konnte. Meine kleine Patientin lag zusammengekauert unter der Decke. Ich schlug das Thermometer herunter und legte es ihr sanft unter den Arm; als ich die Gleichmäßigkeit ihres Herzschlages fühlte, musste ich zufrieden schmunzeln. Das Fieber war noch weiter heruntergegangen.

Die Lippen bewegten sich. Ich trat nahe an sie heran und vernahm ein einziges Wort, doch das genügte mir vollkommen: »*Nadabuka*« (ich bin hungrig).

Das war das erfreulichste Erlebnis seit Tagen. Ich rief die Mutter, die am Feuer eingenickt war. »Marita, sie sagt, sie habe Hunger.« Da ergriff sie meine Hand, die Tränen rannen ihr die Wangen hinunter. In Eile entfachte sie das Feuer, um dünnen Hafer-schleim zu bereiten. Simeon kam zu mir und fragte: »Was Neues, Buana?«

»Sehr Gutes«, erwiderte ich. »Sie ist bei Bewusstsein und bittet um Nahrung.«

»Dank sei Gott dafür«, atmete er auf. »Buana, ohne deine Hilfe wäre sie jetzt bereits tot. Ich bin gewiss, dass Gott dich in unser Land geschickt hat, um uns zu helfen. – Gibt es viele Ärzte in Europa?«

»Oh ja«, lachte ich, »eine Menge.«

»Haben sie solche Autos wie du?«

»Nein, solche nicht.«

»Ja, wie, gehen sie zu Fuß?«

»Nein, sondern sie besitzen Autos mit blanken,

spiegelnden Seiten, schönen Reifen und guten Motoren.«

Ich sah hinaus auf meinen Veteranen vor der Tür. »Simeon, fast wären wir nicht hierhergekommen, und dann ...« Ich zuckte die Achseln. –

Es war Sonntagmorgen; ich beobachtete die Leute, wie sie in Gruppen über die Ebene zu der kleinen Lehmziegelkirche gingen.

Die Inneneinrichtung bestand aus lauter Packkisten. Die Besucher setzten sich auf den Boden. Schnell war der Raum gefüllt. Man brachte mir einen Hocker. Ich setzte mich in eine Ecke. Mir bekannte, geistliche Lieder wurden gesungen, dazu die afrikanischen Worte. Der Gottesdienst wurde mit großer Begeisterung, doch in echter Anbetung gehalten.

Simeons Ansprache war praktisch und auf die Hauptsache ausgerichtet.

»Seht«, begann er, »heute Nacht habe ich Buana eine Predigt halten sehen: mit dem Mikroskop, einer Flasche Arznei, mit Spritze und Nadel. Meine Tochter lag im Sterben. Noch nie im Leben haben wir ein Kind sich so schnell erholen sehen, das so krank war wie sie. Buana kam herein, nahm Blut aus ihrem Finger und fand die Ursache der Krankheit. Denkt nicht, dass es ein Zaubersaft gewesen wäre, nein, ein Dudu war in ihrem Blut. Er betete und spritzte dann mit einer hohlen Nadel Medizin in ihren Körper. Die Medizin sah wie Wasser aus, doch sie schmeckte nach Distelsaft, und – heute Morgen wollte meine Tochter etwas zu essen haben! Nichts anderes als diese

Medizin kann ihr Leben gerettet haben; und, meine Freunde, das ist ein Abbild von dem, was Jesus für uns am Kreuz tat. Nur sein Tod konnte den Preis für die Krankheit der Sünde in unseren Herzen bezahlen. Wir sind Buana für seine Hilfe an unserem Kind sehr dankbar. Sollten wir dem Sohn Gottes, der uns sogar ewiges Leben gibt, nicht noch viel dankbarer sein?«

Ich war stark beeindruckt, als ich die Besucher ihre Gaben bringen sah. Anstelle eines herumgereichten Kollektentellers gab jeder sein Opfer. Einige brachten Maiskolben, andere Hirsesamen, wieder andere Mehl. Jedes kam in ein besonderes Gefäß.

Ein düster dreinschauender Mann hielt einen runden Korb, der für die Eier bestimmt war. Auf jedes Ei wurde der Name seines Gebers geschrieben; es begeisterte mich außerordentlich, zuzusehen, wie nach dem Gottesdienst alle Eier in einer Schüssel geprüft wurden. Zwei waren schlecht. Ich bemerkte, dass der Kirchenälteste auf »Kriegspfad« ging, um sich mit den Spendern dieser Eier zu »unterhalten«.

Ich blieb zwei Tage in dem Flecken, um mich davon zu überzeugen, dass das kleine Mädchen auf dem Wege zur vollkommenen Gesundheit war. Am dritten Morgen konnte es schon an die Tür kommen und uns zum Abschied winken; auf ging's, nach Mwumi zurück.

Zwei und zwei sind ...

»Unser alter ›Sukuma‹ zieht heute wie ein Zugvogel, Buana«, rief Samson. »Ich habe die Zündkerzen gereinigt, einige neue Drähte eingebaut und den ganzen Staub vom Vergaser gewischt. Während du das Kind geflickt hast, habe ich den Wagen ausgebessert.«

Ich lachte über sein ulkiges Englisch, doch das Lachen verging mir schnell. Wir hörten ein lautes Knirschen, und mit einem unendlich wehmütigen Seufzer stand die alte Kiste still und bewegte sich nicht mehr. Ich blickte Samson an. Er schnitt eine Fratze. Wir waren fünfzig Meilen vom nächsten Ort entfernt, und das wehleidige Seufzen des Motors war Unheil verkündend genug. Wir stiegen aus, deckten die Bodenbretter ab, wobei wir uns mit Staub und Schmiere ziemlich schmutzig machten – nur um herauszufinden, dass der Getriebekasten beschädigt war, und zwar so sehr, dass wir ihn nicht reparieren konnten.

»Kah«, ließ sich Samson hören, »wir bringen ja allerlei fertig mit Stricken, Drähten und Kuhhäuten – aber beim Getriebe, Buana –«

Ich nickte. »Ja, Samson, wir wissen uns schon zu helfen, aber das hier ist etwas anderes. Da gibt es nur eins: Wir müssen nach Hause laufen und dann später Georg aus Dodoma holen, damit er den

armen alten ›Sukuma‹ in sein Autokrankenhaus abschleppt.«

Daudi hatte sich inzwischen die Gegend angesehen. Er deutete mit dem Kinn zu einer Baumgruppe hinüber. »Dort drüben liegt eine Missionsschule, Buana. Ich werde dem Lehrer von unserer Lage berichten; dann schickt er uns die kleinen Jungen, und die können unser Auto an sein Haus ziehen. Er wird sich schon um uns kümmern.«

Schon war er im Busch verschwunden. Nach einigen Minuten kam eine Anzahl afrikanischer Kinder auf uns zugerannt. Sie hielten an und begrüßten mich. Ein Junge zeigte mir seinen gebrochenen Arm.

»Schau, Buana«, sagte er, »diese Seite hat der Zauberdoktor mit einem glühenden Stock verbrannt, dann hat er mir einen Verband aus Mist und Lehm aufgelegt.«

Ich blickte auf eine Menge blaugrüner Schrammen, einen sprechenden Beweis für die Gründlichkeit des Medizinsmannes. Dann zeigte er mir die andere Seite.

»Hier, Buana, hast du deinen weißen Puder hingetan, der steinhart wurde. Eh, und deine Pillen haben alle Schmerzen weggenommen.«

Ein anderer kleiner Junge zog sein Augenlid herunter. »Schau, Buana, meine Augen sind wieder gesund, durch deine blaue Medizin.«

Daneben stand ein Mädchen mit geöffnetem Mund und gab seltsame Töne von sich. Sie wollte

mir die Stelle zeigen, wo ich ihr einen Zahn gezogen hatte.

Alle diese Kinder waren äußerst freundlich. Einige ergriffen gleich das Seil, das an der Vorderachse befestigt war, und zogen. Andere schoben. Unter lautem Gelächter und eigenartigen Gesängen wurde unser alter Wagen vorwärtsgezerrt. Sie brachten uns zu einer schmalen Lichtung vor der Lehmziegelschule.

»Ich danke euch vielmals, Kinder«, rief ich und ging, um den alten Lehrer zu besuchen. Er begleitete mich durch die Pforte, und wir betrachteten die kleine, saubere Schule.

»Wie lange unterrichtest du hier schon, Hese-kiel?«

»Ich arbeite jetzt seit zweiundzwanzig Jahren mit der Missionsgesellschaft, Buana. Bereits fünfzehn Jahre bin ich hier. Und immer noch unterrichte ich die Kinder. Sie sind es, die eines Tages unseren Stamm, ja vielleicht ganz Afrika führen werden. Ich bin der alte Mann, der die Grundlagen schafft. Man sieht den Kindern nicht viel an, Buana, doch sie bedeuten Großes!«

Die ganze Einrichtung des Klassenzimmers bestand aus einer Tafel, deren Rückseite das Firmenzeichen einer bekannten Treibstoffgesellschaft trug; ferner einer Büchse mit einigen Kreidestumpen, drei Körbchen mit kleinen Steinen für die Rechenstunde und einem halben Dutzend abgegriffener Neuer Testamente. Draußen waren im Sand eine An-

zahl quadratischer Flächen zu sehen. Hier lernten sie Schreiben und wurden in die tieferen Geheimnisse der Mathematik eingeführt: Zwei plus zwei ergab – nach reiflicher Überlegung – vier!

»Buana, als du eben ankamst, behandelten wir gerade die Hygiene«, sagte er.

»Oh, das möchte ich miterleben«, rief ich.

Ein kleiner Knirps bekam die Anweisung: »Du bist jetzt eine Laus.« Er rannte hinein und kam nach kurzer Zeit mit einer auf den Rücken geschnallten Matte auf allen vieren wieder herausgekrochen. Die Kinder stimmten ein Lied an. Es war die alte Melodie von »Drei blinde Mäuse«, doch die Worte in dem Tschigogo-Dialekt erzählten von drei bösen Läusen, die die Träger des todbringenden Rückfallfiebers waren. Sie lebten in irgendeiner Schlafmatte und waren dort sehr glücklich, doch nur so lange, bis deren Besitzer zur Schule ging und dort lernte, dass die Läuse das Sonnenlicht meiden, weil sie es nicht vertragen können. – Es folgte Vers auf Vers in lebhaftem Wechselgesang, worin die Läuse sich über die Hitze beklagten, und während sie in den Schatten taumelten, fielen die Jungen über sie her und bearbeiteten sie nicht gerade sanft mit den Füßen. Als man bei dieser Stelle im Lied angekommen war, stürzten alle gemeinsam auf den Kleinen, der die Laus darstellte; es gab ein tolles Handgemenge und ein wüstes Getümmel.

Hesekiel lächelte vergnügt: »Auf diese Weise behalten sie alles gut. Wie viel Arbeit kann ich dir im

Krankenhaus ersparen, wenn wir die Kinder vor Krankheiten bewahren können!«

Samson erschien an einer Ecke des Schulgebäudes. Auf seinen Schultern trug er einige Wasserflaschen, Verpflegung und Kleider. Ich packte die Strick-Hängematte, Schlafdecke und einige notwendige Arzneien in einen kleinen Koffer.

»Well, Hesekiel, jetzt müssen wir dich verlassen. Vor uns liegt eine Fünzigmeilen-Safari. Nur gut, dass die Gegend flach ist und es hier nicht viele Löwen gibt.«

»Nicht viele, Buana? Nun, in der letzten Nacht wurden im Dorf hinter dem Berg zwei Kühe gerissen, und vor einer Woche tötete ein Löwe einen alten Mann gerade dort auf dem Weg, den ihr gehen müsst!«

Daudi grinste. »Wir werden eben nur am Tag wandern, Buana, nicht wahr? Über Nacht könnten wir in den Häusern der Leute bleiben. Wenn du in deiner Matte schläfst, finden dich ja die Insekten kaum.«

Die Kinder begleiteten uns ein Stück des Weges, dann winkten sie zum Abschied, und wir begannen unseren langen Fußmarsch durch die Ebene. Es war brennend heiß. Der Dornbusch bildete die einzige größere Pflanze, die zu sehen war. Schweigsam wanderten wir stundenlang, bis einige Granitblöcke auftauchten, die so aufeinandergetürmt waren, dass sie jeden Augenblick herunterzupoltern drohten. In ihrem Schatten fanden wir die Reste eines Löwen-

fraßes. Hoch über uns schwebten drei Riesengeier. Wir verweilten nicht lange, sondern zogen weiter, Stunde um Stunde, indem wir auf einen kegelförmigen Berg am Horizont zogen. Im Schatten eines riesigen Felsens angelangt, sahen wir eine Staubwolke aufsteigen, die von Hunderten gehöckerter Kühe herrührte. Man trieb sie gerade von der Weide ins heimatliche Dorf.

Daudi zeigte auf eine Gruppe kleiner Hütten. »Buana, lass uns dort übernachten. Morgen früh können wir vor Sonnenaufgang starten und noch ein ganzes Stück im Kühlen wandern.«

Das war mir mehr als recht; wir atmeten erleichtert auf, als wir nach wenigen Minuten, mitten in einer dichten Baumgruppe, eine Anzahl flach gedeckter Lehmhäuser erreichten.

Läuse und viel Elend

Der Häuptling kam auf uns zu, um uns feierlich zu begrüßen. Wir erlebten die ganze Grußzeremonie eines Gogo-Stammes. Danach erzählten wir ihm von unserem Bruchauto und unserer Notlage: dass wir eine Übernachtungsmöglichkeit suchten. Sogleich bot er uns sein Haus an.

Wir nahmen dankend an. Auf Holzhockern ließen wir uns im Schatten eines Baobabs nieder. Ständig mussten wir die Fliegen verscheuchen, die uns zu Millionen umschwärmten.

Es war mir klar, woher sie kamen: Das Haus des Häuptlings war eine typische Lehmhütte der hiesigen Einheimischen. Man konnte bequem darin stehen, auch war sie etwa zehn Fuß breit. Das eigentliche Haus erstreckte sich rund um den innen gelegenen Viehhof. Auch hier gilt das Prinzip: Je reicher ein Mann ist, desto größer ist der Misthaufen; der Gestank in einem Haus ist also ein Kennzeichen des Reichtums! Ach, wäre doch mein Gastgeber etwas weniger wohlhabend gewesen!

Ich betrat das Haus und sah mich um. Der Raum, in dem ich schlafen sollte, lag abseits von dem der Familie. Im Dämmerlicht der Hütte mit ihrem Lehm-dach, Lehmwänden und Lehm-boden konnte ich un-deutlich zwei hohe Flechtwerkbehälter erkennen. Nachdem sich meine Augen an die Dunkelheit ge-

wöhnt hatten, sah ich gerade noch eine fette Ratte in der Dunkelheit verschwinden. Eine andere Ratte stöberte drei Küchenschaben auf, die sich aber eiligst wieder unter einigen Kochtöpfen verkrochen. In einem Winkel hockte eine Henne mit ihren Küken, und dahinter standen riesige Steintöpfe, dazu eine bunte Sammlung von Kürbisflaschen und -schalen, die zum Wasserschöpfen benutzt wurden.

Vorsichtig knüpfte ich die Stricke der Hängematte an die starken Holzpfeiler, die das Dach trugen, und legte Decken und Moskitonetz zurecht. Es war mir jetzt schon ziemlich übel zumute in meinem Hotelzimmer. Das Vieh hatte man bereits eingetrieben. Obwohl ich sie nicht sehen konnte, machten sich die Ziegen und Schafe auch im Dunkeln bemerkbar. Meine Augen schmerzten von dem Rauch, der aus der einfachen Küche herüberzog, wo die Frau meines Gastgebers das unvermeidliche Mahl aus *ugale* (Hafergrütze) zubereitete. Am Eingang stand ein kleiner Junge; er vertrieb sich die Zeit, indem er aus den Ritzen der Wände mit einem langen, spitzen Dorn dicke Zecken ausgrub. Ich schauderte beim Anblick dieser Viecher; ein Biss von ihnen kann einem Europäer den Tod bringen. Nachdem ich befriedigt festgestellt hatte, dass meine Hängematte läusesicher aufgehängt war, schlenderte ich mit dem Häuptling durch das Dorf. Er prophezeite mir baldigen Regen und meinte, dieses Jahr käme enorm viel Wasser aus dem Himmel. Wir kamen gerade an einem riesigen Baobab-

baum von unwahrscheinlichem Umfang vorüber. Als ich an ihm hinaufblickte, bemerkte ich in den Ästen festgemachte sargähnliche Gebilde.

»Was ist das?«, wollte ich wissen. »Habt ihr Leute begraben und sie dann in den Baum gehängt?«

Er lachte. »*Zoochi du.*«

»*Zoochi?*«, staunte ich. »*Zoochi?*«

Samson lächelte und sagte auf Englisch: »Bienen, Buana, Bienen!«

Das schien allerdings sehr wenig mit Leichen zu tun zu haben. Der Häuptling nahm Daudi beiseite und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Mein afrikanischer Freund nickte und lachte. Gespannt und neugierig folgte ich ihnen. Am äußersten Ende des Dorfes stand ein anderer hoher Baum. Er mochte wohl schon seit tausend Jahren dort stehen. Langsam umschritten wir ihn. Es war leicht einzusehen, warum der Baobab »Flaschenbaum« genannt wurde. Besonders dieser sah aus wie ein gigantisches Ingwergefäß. In seinem Stamm war ein Loch, groß genug, um hindurchkriechen zu können.

»Schau hinein, Buana«, forderte der Häuptling mich auf. Ich spähte hinein, sah aber nichts. Samson entzündete eine Handvoll Gras und warf es hinein. Noch einmal steckte ich meinen Kopf durch das Loch. Mein erstaunter Ruf echote dröhnend in dem großen hohlen Stamm. Ein Dutzend menschlicher Schädel starrte mich geisterhaft an. Weiter hinten lagen in großen Mengen bleichende Knochen. Obwohl ich so etwas schon gesehen hatte, zog ich den Kopf

hastig zurück. Das war ein nettes Vorspiel für meine Nachtruhe. Eine Stunde später kletterte ich vorsichtig in meine Hängematte. Ich zog das Moskitonetz über und wartete auf den Schlaf. Die Luft war zum Schneiden dick; Rauch und Ziegen schufen ein gut gemischtes Aroma. Auch mein Gastgeber war mit seiner Familie zu Bett gegangen; das heißt, sie hatten sich einfach in Decken gehüllt und auf den Boden gelegt. Sorgfältig bedeckten sie den Kopf, aber die Füße ließen sie herausstehen.

Aus dem fernen Urwald drang das Gebrüll eines Löwen herüber. Das Vieh in dem *ibolulu* wurde unruhig. Ich zuckte nervös hin und her und wäre beinahe aus der Matte herausgefallen. Alles in allem war die Nacht nicht gerade eine der angenehmsten, die ich erlebt habe. Um vier Uhr früh glaubte der Familienhahn, sich bemerkbar machen zu müssen. Sein Krähen fiel zusammen mit einem besonders aufregenden Traum, und Sekunden später sprang ich, mir alle Glieder reibend, aus meiner Matte. Mit dem Schlaf war es endgültig vorbei.

Ich zog mich an und ging vor die Tür, gerade rechtzeitig genug, um den Häuptling bei seiner Morgentoilette beobachten zu können. Da stand er vor mir, kaum bekleidet, und zog dicke, von eingesogenem Blut pralle Läuse aus seiner Haut; sie waren so groß wie ein Daumnagel und hatten während der Nacht eine festliche Mahlzeit an ihm gehalten. Er zählte sie beim Herausziehen und zerquetschte sie dann unter seinen Füßen. Als ich an ihm vorbeikam,

hörte ich ihn zu meinem Entsetzen »einundvierzig, zweiundvierzig, dreiundvierzig« murmeln ...

Samson hatte Matte und Decke zusammengerollt. Wir wollten gerade aufbrechen, da drang ein schriller Ruf vom anderen Ende des Dorfes an unser Ohr: »*Oo-iwi-iwi!*« Eine Frau schoss wie wahnsinnig aus einer Hütte heraus. Sie trug ein Kind in den Armen. Schnell rannte sie zum Haus des Häuptlings, und im Halblicht der Morgendämmerung erblickte ich den abgemagerten Körper eines fünfjährigen Jungen. Sein Atem jagte – offenbar lag er in den letzten Zügen.

»Das ist Zauberei«, schrie die Mutter. »Habt ihr nicht die Hyänen in der Nacht gehört? Die sind von der Schwiegermutter geschickt worden, um ihn zu verhexen! Sie sprach Zaubersprüche über alle meine fünf Kinder aus! Jetzt sind sie alle tot.«

Samson berührte meinen Arm. »Buana, nimm ein Blutbild. Es gibt vieles in dieser Geschichte, was du nicht verstehen kannst. Du bist ein Europäer, doch ich als Afrikaner durchschaue es.«

Aus meinem Medizinkasten nahm ich eine fahkartengroße Glasscheibe, stach in den Finger des Kindes und nahm einen Tropfen Blut ab. Während ich den Tropfen auf dem Plättchen verteilte, zuckte das Kind plötzlich und war tot. Seine Mutter nahm es auf und floh in den Dschungel, bitterlich weinend. – Es war unheimlich still um uns. Der Häuptling war verschwunden, und nur eine Krähe, hoch im Geäst eines Baumes, unterbrach krächzend die Stille.

Samson zupfte mich am Ärmel: »Der Häuptling möchte dich sprechen, Buana.« Zusammen schritten wir zu seinem *tembe*. Er saß in einer dunklen Ecke.

»Buana«, flüsterte er, »kannst du mir sagen, ob das Kind durch Zauberkraft gestorben ist oder nicht?«

»Allerdings kann ich dir das sagen: Der Blutstropfen hier wird uns die ganze Geschichte erzählen, wenn ich ihn unter meinem Mikroskop anschau.«

»Wir wollen in drei Tagen ein *shauri* vornehmen, das heißt, wir wollen über diese Angelegenheit beraten. Weißt du es bis dahin, Buana?«

»O ja, dann werde ich es dir zeigen.«

Wir murmelten etwas von Abschied und zogen davon. Der Sonnenaufgang zeigte sich farbenprächtig, und der leichte Morgenwind war eine kühle Erfrischung für uns. Schweigend schritten wir durch die Maisgärten und dann hinaus ins Freie. Samson kam heran und seufzte: »Da siehst du es wieder, Buana, das ist Afrika: Furcht, Unwissenheit, Zauberei, Tod.«

»Und trotzdem gibt es noch Leute in meiner Heimat, Samson, die sagen: ›Lasst doch die Afrikaner, die fühlen sich wohl in ihrer Haut und sind ganz glücklich.««

»Die haben ja keine Ahnung, Buana. Die haben noch nie das gesehen, was wir heute gesehen haben. Anscheinend haben sie die Tage des Sklavenhandels vergessen und die Zeit, wo die Weißen unsere Leute töteten.«

»Ich fürchte auch manchmal, sie hätten es vergessen.«

Meilenweit wanderten wir schweigend; es war zu schwül und zu heiß für eine Unterhaltung. Der Weg führte durch ein dichtes Dornbuschgestrüpp. Über uns berührten sich die Baumkronen; vor uns sahen wir eine Reihe von Löchern, alle einige Zentimeter tief und groß genug, dass man seinen Hut darin verstecken konnte.

»Die stammen vom Rhinozeros«, erklärte mir Samson.

»Sind die neu?«

»Ich hoffe, nicht, Buana. Ich mag diese Biester nicht. Sie senken den Kopf, strecken das Nashorn und wälzen sich wie ein Panzer durch den Dschungel, alles vor sich niedertrampelnd. Sie stoßen dich mit dem Horn um und trampeln mit ihren riesigen Füßen auf dir herum.«

Es gab einen Krach hinter uns. Erschrocken blickten wir uns um. Wir sahen die Bäume schwanken, als sollten sie niedergetrampelt werden. Mir schien sich der Hals zuzuschnüren. Samsons Augen traten aus seinem Kopf heraus. Da sahen wir ein Dutzend großer Paviane sich durchs Unterholz schwingen. Sie erspähten uns, hielten an, richteten sich auf und ließen das typische Bellen hören, das leicht mit dem Gebrüll des Löwen verwechselt werden kann. »Affen!« Daudi spuckte aus. »Und wir sahen im Geiste schon die Nashörner! Buana, weißt du, wie man einem Rhinozeros entkommen kann?«

»Nein«, erwiderte ich. »Aber ich glaube, das sollte man wissen. Erzähl mal!«

»Während es wie ein Schnellzug auf dich zurast, musst du stehen bleiben, bis es etwa drei Meter vor dir ist. Spring dann blitzschnell zur Seite; es saust weiter und kann nicht stoppen. Dann hast du Zeit wegzulaufen!«

»Das hört sich nicht schlecht an, aber ich möchte mir lieber gar nicht erst eine Begegnung mit solch einem Koloss wünschen!«

Samson knurrte plötzlich; vorsichtig zog er einen langen Dorn aus seiner Ferse. »Platt gefahren«, grinste er. »Ich hoffe sehr, dass der Lehrer dahinten« – er deutete mit dem Kinn westwärts – »sich unseres armen, alten, kranken Wagens annimmt. Buana, warum haben Missionare eigentlich immer solche schlechten Wagen, die beinahe zusammenbrechen?«

»Well, Samson, wenn zehn Schillinge schon einem Menschen das Leben retten, ist einem nicht danach zumute, Geld auszugeben, außer für das Allernotwendigste.«

»Das stimmt schon, Buana, doch du hast jetzt zwei volle Tage verloren, in denen du durch den Busch marschieren musstest. Ein Rhinoceros – und es gäbe keinen Dschungeldoktor mehr!«

»Ich weiß es, Samson, doch wir vertrauen Gott, dass er uns schützt, und können gewiss sein, dass er es tut.«

»Buana, ich wünschte, dass einige der Leute in anderen Ländern, deren Wagen auf asphaltierten Straßen fahren, die nicht nach dem Kompass fahren müssen, deren Reifen nie von Dornen durchlöchert

werden und die ihr Auto nicht anhalten müssen, weil ein Löwe am Wege lauert ...« Er hielt inne, um Atem zu holen.

»Well, was wünschst du denn nun?«

»Dass sie uns zweihundert Pfund für einen neuen Wagen schickten. Wir brauchten dringend einen als Ambulanz-Auto, Buana. Wir könnten damit im Jahr fünfzig Menschenleben mehr retten, dazu viele Tage deiner wertvollen Zeit sparen. *Kah*«, brummte er und zog sich wieder einen Dorn aus seinem Fuß.

»Dafür bete ich ja, Samson, nur Wünschen ist Zeitverschwendung, Beten jedoch nicht.«

Wir verließen den dichten Dschungel und kamen wieder in die offene, mit Gebüsch bestandene Ebene. Sieben Meilen entfernt, auf der Höhe eines kleineren Berges, leuchtete das weiße, sonnenbeschienene Dach des Krankenhauses zu uns herüber. Es war wunderbar, sich schon beinahe zu Hause zu wissen. Darüber vergaß ich fast die Blasen an meinen Füßen.

Auf den Wurzeln eines Baobab ruhten wir aus.

»Samson, erzähl mir von diesem *shauri*. Was ist ein *shauri* überhaupt?«

»Alles, was beraten werden muss, es sei ein Rechtsfall, ein Streit, eine Hochzeit oder eine Unklarheit über Löhne. Das alles nennt man *shauri*. Wir Afrikaner lieben das, da es ein Grund ist, sich zusammenzusetzen.«

Ich lachte. »Berichte mir über das, was wir übermorgen erleben werden.«

»In dem Dorf sahen wir einen kleinen Jungen

sterben. Seine Mutter behauptet, er sei von ihrer Schwiegermutter verhext worden. Diese sagt, das sei eine Lüge.«

»Samson, du hast die Sache mit der Hyäne ausgelassen. Sagte die Mutter nicht, die Schwiegermutter hätte die Hyänen als Zaubermittel geschickt? Die Schwiegermutter wird das wahrscheinlich leugnen.«

»So ist es, Buana, aber die Mutter behauptet weiter, dass ihre Kinder alle starben, weil die alte Frau sie verhext habe. Es wird einen scharfen Wortwechsel geben. Die Mutter wird ihre Sache vortragen. Ihre Blutsverwandten werden ihr den Rücken stärken. Die alte Frau aber wird die Geschichte aus ihrer Sicht erzählen. Der Häuptling und die Ältesten werden sich alles anhören, und danach wirfst du deine Fliege in die Salbe. Daudi und ich werden dir helfen und ihnen beweisen, dass die ganze Angelegenheit nichts mit Zauberei zu tun hat. Du hast doch hoffentlich die Scheibe mit dem Blut sicher in deiner Tasche verwahrt, Buana?«

Ich öffnete mein Notizbuch; in ihm lag ein Stück Glas, mit gefärbtem Blut beschmiert, Samson lächelte. »A-a-a-a-a-, es wird sehr gut sein, sie mit eigenen Augen sehen zu lassen, was los ist.«

Wir befanden uns im letzten Stadium unserer Safari. Bald ging es schon den Hügel zu meiner baufälligen Wohnung hinauf. Mit einem Seufzer der Erleichterung sank ich in einen Stuhl aus Packkisten.

»Wo ist denn der Wagen?«, wollte meine Frau wissen.

»Draußen im *mbargo* (Dschungel). Das Getriebe ist hin, also mussten wir eben zu Fuß gehen, Meile für Meile, durch Urwald und sonnenverbrannte Steppe ... Ich wünschte, wir hätten eine Kutsche anstelle dieser halbbelebten Sammlung von Ersatzteilen.«

Mary lächelte, als sie den Tee eingoss: »Ich bin froh, dass ich nicht mitgekommen bin – der Kinder wegen.«

»Ich auch – es war diesmal überhaupt keine Sache für eine Frau oder Familie. Geschlafen habe ich in der Hängematte, und die Läuse hielten einen Festschmaus an uns. Eine Menge Affen regte uns mitten im Dickicht ganz schön auf. Wir wähten uns schon vor den Hörnern des Rhinozerosses. Es ist sehr beruhigend, auf alles zurückschauen zu können, noch besser aber, wieder zu Hause zu sein. – Und wie ging es hier an der Heimatfront zu?«

»Nun, irgendetwas ist dauernd los. Matthäus, der Gärtner, hat heute Morgen eine lebendige Kobra aus dem Brunnen gefischt. Kefa holte einen Hüpfher aus Davids Zeh, und der Koch verwechselte Rizinus- und ... Salatöl.«

Wir lachten herzlich.

»*Malenga ga baf tajari* (das Bad ist fertig), Buana«, rief der Hausjunge. – Ich begab mich in das »Badezimmer« und genoss in aller Muße ein Bad, schlüpfte dann in den Schlafanzug und streckte mich lang hin.

Nach zwei Tagen kamen die ersten Leute zum *shauri*. Der Häuptling brachte zwei seiner »Sonderpolizisten« mit, jeder mit einem *kiboko* bewaffnet, einer gefährlich aussehenden Nilpferdpeitsche. Ich lud ihn zum Tee ein. Er bekam einen Teller Weizenmehlkuchen. Nach afrikanischer Sitte gab er seinem Jungen einen Wink; dieser nahm einen kleinen Korb und tat sie alle hinein. Ich war ein wenig betroffen. Mein Koch sah dies und lächelte. Er bekritzelte einen alten Briefumschlag und reichte ihn mir. Ich las: »Nimm es nicht tragisch, Buana. Es sind lauter ganz alte Kuchen.«

Ich bekam den Ehrenplatz im grasbedeckten *Shauri*-Haus. Der Unterhäuptling erschien und ergötzte die Versammlung mit der Geschichte über meine Untersuchungen in dem Baobabbaum. Daudi baute sein Mikroskop auf; Fläschchen und Glasplättchen lagen in einer Ecke bereit.

Die Mutter begann mit ihrer Geschichte. Sie wurde immer aufgeregter. »Und sie hat es getan!« Mit dem Kinn deutete sie anklagend auf die Schwiegermutter, die hohnlächelnd auf einem dreibeinigen Hocker saß. »Alle meine Kinder hat sie verhext. Die Hyänen hat sie geschickt, damit sie hinter unserem Haus heulten. Weiß das der Häuptling etwa nicht? Auch Buana weiß es, überhaupt alle wissen es!« Ihre Stimme steigerte sich zu schrillum Kreischen.

Der Häuptling unterbrach sie. »Erzähl du uns deine Geschichte«, forderte er die alte Frau auf.

»Kah«, sagte sie, »da gibt es nichts zu erzählen. Ihre Kinder verhext? Natürlich habe ich so etwas nie getan! Hätte ich irgendeinen Nutzen davon, die eigenen Kindeskinde zu verhexen?«

Eine andere alte Frau, mit riesigen perlenbesetzten Ohrringen, erhob sich und berichtete von umherstreifenden Hyänen, von Zaubermitteln, die außerhalb des Hauses gefunden worden seien, und von dem wilden Gerede der ersten Frau.

Ein weiterer uralter Einheimischer schnüffelte an seinem Schnupftabak und erzählte seine Version der Geschichte. Er war der Meinung, dass die Mutter betrunken gewesen sei und sich nicht genügend um ihre Kinder gekümmert habe. Bei diesen Worten gab es einen Sturm der Entrüstung. Der Häuptling ließ einen der Verwandten, der seine Stimme nicht in Zaum halten konnte, hinauswerfen. Ein Tumult drohte auszubrechen, da erhob sich Daudi und begann: »Oh, großer Häuptling, ich bin in der Lage, den Tod des Kindes zu erklären.«

Im Nu war es still. Daudi nahm eine sehr spitze Nadel und einige Wolllappen, tauchte sie in Methylalkohol und stach dem großen Mann in den Finger. Er nahm einen Tropfen Blut, färbte ihn und legte ihn unter das Mikroskop.

»Hört, meine Freunde. Der Häuptling ist ein starker Mann. Es fehlt ihm nichts. Er ist gesund.«

»So ist es«, stimmten die Versammelten murmelnd zu. Der Häuptling kniff die Augen zu und schaute in das Okular des Mikroskops hinein.

»Jah«, staunte er, »ich kann kleine rote Dinger sehen!«

»Das ist dein Blut«, erklärte ihm Daudi. »Kannst du außer den roten Dingern noch etwas sehen?« Er stellte schärfer ein.

»Nichts«, war die Antwort. Daudi nahm die Scheibe mit dem Blutstropfen des toten Jungen. Das Blut war drei Tage alt.

»Hier ist das Blut des angeblich verhexten Kindes. Sieh es dir genau an.«

Wieder spähte der Häuptling in das Mikroskop.

»Jah«, stieß er hervor, »da sind rote Dinger, aber auch purpurne, die wie kleine Schlangen aussehen. Was ist das?«

»Eben die«, rief Daudi erregt, »sind der Grund, weshalb das Kind starb. Es war keineswegs von Hyänen verhext. Läuse hatten es gebissen. Die kleinen korkenzieherähnlichen Dinger sind die Erreger des Fiebers, das man bei einem Biss dieser Tiere bekommt.«

Er wandte sich um zu der alten Frau: »Es ist dein Fehler, dass das Kind starb, du hättest dein Haus besser ausfegen sollen, bevor deine Enkelkinder dich besuchten!« Und zu der Mutter sagte er scharf: »Auch du bist schuldig; du hast den Kleinen auf einer Kuhhautmatte liegen lassen, auf dem blanken Boden, wo alle Tiere ohne Weiteres hinkommen!«

Auch der Häuptling bekam seinen Teil ab: »Du bist ebenfalls nicht ohne Schuld. Warum forderst du nicht alle deine Stammesangehörigen auf, die Anwei-

sungen, die Buana und alle Missionare geben, zu befolgen?! Gib doch endlich unseren Lehrern die Möglichkeit, euch die Wahrheit über Insekten, Krankheiten und Kindererziehung zu sagen, dann werden eure Kinder nicht mehr sterben. Zauberei? Pah!« Sein Mund verzog sich halb spöttisch. »Oh, wann werdet ihr euch endlich vom Weg der Angst und Furcht zum Weg des Lebens wenden?! Hört zu ...«

In ihrer eigenen Sprache trug er ihnen den Versuch vor, dem wir am Morgen dieses Tages schon einmal begegnet waren:

»Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir. Erschrick nicht, denn ich bin dein Gott.«

Der Häuptling nahm mich beiseite. »Wahrhaftig, Buana, unsere Augen sind uns geöffnet worden. Ich will eure Arbeit unterstützen. Belehre unsere Jugend weiter, damit sie uns helfen kann wie Daudi heute.«

Ich ergriff seine Hand. »Dazu sind wir ja hier, Häuptling.«

Feuer und Schlangen

Der Zug ruckte. Mit Mühe raffte ich mich auf und sprang aus der Hängematte auf den Boden. Sechs Stunden Fahrt in einem Tanganjika-Express sind ein interessantes Erlebnis. Ich sah nach meiner Uhr. Drei Uhr. Die Station war menschenleer. Nur mein alter Freund, der Nyassaland-Stationsvorsteher, sah mich, grinste und sagte in seinem Schottenenglisch: »Sir, heute fährt kein Auto. Ihr werdet laufen müssen.«

Ich dankte ihm und wandte mich meinen Begleitern zu. Samson hatte schon meinen Koffer auf den Schultern. Ich nahm die Instrumente unter den Arm; Daudi hängte allerlei Gepäck an einen starken Stock und legte sich ihn über die Schulter. Wir hatten nur zwölf Meilen zu gehen. Ich erinnerte mich lebhaft an ein früheres Erlebnis auf derselben Strecke, als wir in dem baufälligen Lastauto eines Arabers daherschaukelten und zuerst einem schwarzmähnigen Löwen und dann einer riesigen Löwin gegenüberstanden.

»*Ale – cibete*« (Kommt, wir wollen gehen).

Fröhlich begannen wir unseren Marsch im grellen Sonnenschein und wanderten auf der schmalen Spur durch den wilden Dschungel, der den Weg umgab. Es war glühend heiß. Ich wischte mir den Schweiß von der Stirn, als wir im Schatten haltmachten. Der Weg wurde für eine Meile breiter. Mit dem Kinn deutete ich auf eine Stelle an einer nahe gelegenen

Anhöhe. »Hier, Daudi, trafen wir die Löwen auf unserer letzten Safari.«

»E-e-e-e-e«, erwiderte er, »Roger erzählte mir die Geschichte.«

Wir wanderten weiter, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Da drang ein dumpfes Gebrüll aus dem Dickicht vor uns an unser Ohr. Unwillkürlich hielt ich an. Auf das Gebrüll folgten einige durchdringende Schreie.

»*Zinjani du*« (ach, nur Affen), bemerkte Samson, doch uns allen war ein wenig unheimlich zumute.

Wir erklommen den mit Löwenerinnerungen belasteten Hügel. Vor uns in der Ebene stand ein großer, alter Baumstamm.

»*Nhembo*« (Elefanten), sagte Samson. »Vor zwei Jahren hielt ein Auto auf diesem Weg, und während die Männer einen Baumstamm wie diesen dort unten zerhackten, hatten sich ihnen vier Elefanten genähert. Bevor sie fliehen konnten, zertrümmerten die Tiere den Wagen in kleine Stücke. Die Männer mussten sich freuen, dass sie wenigstens mit dem Leben davongekommen waren.«

Die Sonne stand dicht über dem Horizont. Vor uns lagen noch drei Meilen bis zu unserem Reiseziel. Ein Sonnenuntergang auf diesen Hochebenen von Tanganjika ist außerordentlich farbenprächtig, denn sie liegen nur einige hundert Meilen südlich des Äquators. Der Himmel wechselte von orangefarbenen zu roten, tiefpurpurnen und schließlich sogar grünen Schattierungen. Die Bäume über uns warfen fan-

tastische Schatten, Vögel flatterten, ängstlich schreiend, dicht über den Baumkronen. Wir kamen zu einer anderen Anhöhe. Ich ließ meine Taschenlampe nach oben aufblitzen. Das Herz stand mir fast still, denn ich sah ein rot glühendes Licht hinter einem Felsen hervorleuchten. »Samson«, flüsterte ich, »welche Farbe haben Löwenaugen bei Nacht?« »Rote, Buana«, erwiderte er.

»Well, schau hin!« Wir drängten uns dicht zusammen und schauten auf diese unheimliche Erscheinung. Da musste ich plötzlich lachen, denn es war nichts weiter als der örtliche C.M.S.-Missionar, der unter seinem Auto lag und eine fehlerhafte Leitung reparierte. Schnell war unser Gepäck im hinteren Teil seines Wagens verladen, und bald konnten wir ihm helfen. Nach einer Viertelstunde fuhren wir durch die Araberstadt Kilimatinde. Vorbei ging es an den üblichen Lehmziegelläden, durch ein Wäldchen von Palmen und Mangobäumen. Dann hielten wir vor dem weiß getünchten Missionshaus – einem Überrest aus den Tagen der früheren Besatzung – mit seinen riesigen Mauern, breiten Fenstern und niedrigen Türen. Rote Blumen umrankten in Mengen die Veranda. Müde fiel ich in einen Liegestuhl und schaute befriedigt auf die vor mir dampfende große Tasse Tee.

»Oh, Charles, es tut gut, einmal auszuruhen. Ich habe Dodoma heute Morgen nach dem Frühstück verlassen und musste im Zug auf einem Sack süßer Kartoffeln sitzen. Meine einzigen Begleiter waren

zwei Körbe mit Hühnern, unter denen sich ein politisch gesinnter Hahn befand.«

Mein Freund lachte. »Ich wollte Sie treffen, aber der alte Wagen brach zusammen. Alter Wagen! Mit solchen Kisten fahren wir hier immer. Ich in meinem alten Bus musste mich von dem Lastwagen eines Inders abschleppen lassen. George, der Besitzer der Reparaturwerkstatt, bot mir fünfzehn Pfund dafür; und das Fahrzeug des Bischofs ist so schlecht, dass man bestimmt in ganz Schottland keins findet, das es mit ihm aufnehmen könnte.«

Ganz in Gedanken setzte ich meine Tasse ab und blickte mich nach einer zweiten um. Da hörte ich einen hellen Schrei von draußen.

»*Buana, nsoka, nsoka!*« (eine Schlange, eine Schlange!)

Charles sprang auf, ergriff ein Gewehr und rannte aus der Tür. Ich folgte ihm sofort, einen Knüppel in der Hand. Im Licht einer Sturmlaterne konnte ich Daudi sehen, der wie wild vor der Garagentür herumsprang und mit Steinen unter das Auto warf, unter das sich eine riesige Kobra verkrochen hatte. Wir zogen den Wagen heraus: Da lag das hässliche Reptil, fünf Fuß lang, und sah uns wütend an. Am anderen Ende der Garage erblickte ich ein weiteres Auto. Charles hatte das Gewehr angelegt. Er drückte ab. Die Kugel traf die Schlange und prallte ab, piff durch den Raum und durchschlug einen vollen Kanister. Benzin spritzte heraus. Charles schoss noch einmal; diesmal fiel das Ungeheuer,

tödlich verwundet, in sich zusammen. Daudi sprang mit der Lampe in der Hand heran, um es mit einem letzten Schlag seines Stockes zu bedienen. Aber es wurde nicht getroffen, denn im Bruchteil einer Sekunde stand der ganze Platz lichterloh in Flammen. Die Schlange war vergessen. Ich ergriff eine Schaufel, die an der Wand stand, häufte etwas Sand auf und schleuderte ihn in die Flammen. Charles sprang hinein, packte mit äußerster Kühnheit den brennenden Kanister und warf ihn durch die Tür. Ich war erschrocken, denn auch der zweite Wagen könnte Feuer fangen. Aber nach einigen Minuten verzweifelten Löschens hatten wir alles unter Kontrolle. Wir wandten uns der Schlange wieder zu. Sie lag betäubt, aber noch lebend mitten in der Garage; doch nicht mehr lange. – Daudi hatte sich erheblich verbrannt, und Charles' Unterwäsche war nicht wiederzuerkennen.

Ich kümmerte mich um meinen afrikanischen Jungen. Als ich vom Krankenhaus zurückkehrte, warteten Charles und seine Frau schon auf mich. »Ich meine, Doktor, bevor wir hineingehen, sollten wir Gott für seine Bewahrung danken.« Er nahm eine abgegriffene Bibel heraus und las den 91. Psalm. Wort für Wort packte mich: »Wer unter dem Schirm des Höchsten wohnt und im Schatten des Allmächtigen weilt ..., braucht sich nicht zu fürchten vor nächtlichem Schrecken, vor dem Pfeil, der bei Tage daherfliegt. ... Kein Übel wird dir begegnen, kein Unheilsschlag deinem Zelte nahen. ... Über Löwen und

Ottern wirst du schreiten, wirst junge Löwen und Schlangen zertreten ...«

Mein Freund hielt inne und schaute auf: »Dies ist der Grund, weshalb Gott für uns sorgt!« Und er las weiter: »Weil er fest an mir hängt, will ich ihn erretten.«

Die Ergebenheit meines Freundes im Gebet berührte mich tief. Er dankte Gott für die Bewahrung auf der Reise, auf einer Straße, die mehr Löwen als Engländer sieht; für Errettung von Feuer und giftigen Schlangen. Ich erhob mich und ergriff seine Hand. »Ja, Charles, das Wertvollste im Leben ist, sich in Gottes Hand geborgen zu wissen!«

Ich ging zu Bett, wobei ich sorgfältig alle Winkel meines Moskitonetzes nach einem versteckten malariaträgenden Insekt untersucht hatte. Das war nicht leicht. – Die hässlichen Schreie der Hyänen durchdrangen die Nacht, und ein Löwe brüllte irgendwo in der Nähe des Krankenhauses. Als ich eingeschlafen war, träumte ich zuerst von glühend roten Augen, die sich plötzlich in Flammen verwandelten, und dann von scheußlichen Schlangen. Es war keine ruhige Nacht. Ich wollte am nächsten Tag weiter. Vor uns lag eine Hundert-Meilen-Safari in eine der wildesten Gegenden Ostafrikas.

Fieber, Fliegen und ein Kampf um Leben und Tod

Als wir am nächsten Morgen vom Frühstück aufstanden, sagte Charles: »Möchten Sie sich nicht die alte deutsche Festung ansehen?« Wir brachen auf und gingen eine Allee prächtiger Buschpflanzen, mit roten Blüten übersät, entlang. Sie verschönerten das trübe Bild der arabischen Läden mit ihrem eigenartigen Sammelsurium von Baumwolldecken, Erdnüssen, Drahtschmuck und Sturmlaternen. Dicht verschleierte, arabische Frauen huschten im tiefen Schatten der Läden vorbei, während kleine Kinder mit kahlen Köpfen im Abfall vor den Häusern spielten. Die Straße selbst war in den Tagen gebaut worden, als Tanganjika noch zu Deutsch-Ostafrika gehörte. Jenseits der Straße stand die Ruine des früheren deutschen Regierungssitzes. Mein Begleiter gab mir einen Stock. »Hier wimmelt es von Schlangen«, bemerkte er. Zuerst kamen wir an ein Schilderhaus nahe am Haupteingang, der jetzt von einem Dornbusch blockiert war. Es zeigte noch Reste der schwarz-weiß-roten Bemalung. Wir kletterten auf die Mauern und sahen die Einschläge belgischer Granaten aus dem Jahr 1917.

Überall befanden sich Schießscharten für Büchsen- und Maschinengewehre. Die Wände bestan-

den aus Stein und waren vier Fuß dick. Sie hätten uns wohl manche Geschichte von früheren Kämpfen erzählen können. Mein Begleiter deutete über die Mauer hinweg auf einen Klippenvorsprung, der sich tausend Fuß über der Ebene erhob. Er zeigte mir die verschwommene Spur einer Straße, die im heißen Dunst der Niederungen Ugogos verschwand.

»Das ist eine alte deutsche Straße, Doktor, aus Steinen gebaut und zwei Fuß über der Talsohle. Es war eine Allwetterstraße, doch die Leute hier erzählen mir, dass sie nicht so sehr mit Steinen als mit dem Blut der Afrikaner gebaut worden sei.«

Mein Interesse wurde wieder auf das Innere der Festung gelenkt. Sie hatte einen Innenhof, wo einst Galgen und Schandpfähle gestanden hatten. Jetzt wuchs dort Unkraut, und es gab viel Ungeziefer. Ich nahm ein Stück bröckligen Sandsteins aus der Mauer, brach kleine Teile davon ab und warf sie zwischen das Gewirr von Pflanzen in einer Ecke der Ruine. In einem Winkel scheuchte ich eine Hyäne auf. Das scheußliche Geschöpf ließ ein schrilles Heulen hören und schlich davon. Wir durchstöberten die ganze Gegend und fanden die Stelle, wo das erste Krankenhaus der kirchlichen Missionsgesellschaft gestanden hatte.

Wir schritten zusammen den Bergpass hinunter und kamen an einen Vorsprung, der uns eine schöne Aussicht über die Ebene unter uns gewährte. Als wir dort standen und verschiedene Landstriche betrachteten, wies mein Freund auf eine Gruppe Afrikaner

etwa fünfhundert Fuß unter uns, die offenbar über irgendetwas in größter Erregung waren. Boten rann-ten eilig in drei verschiedene Richtungen. Aus dem Haus eines Einheimischen humpelte eine alte Frau mit einer niedrigen Kürbisflasche, die, wie wir wussten, Butterfett enthielt.

In dem Ring von Menschen dort unten musste irgendetwas vorgehen, was sie sehr aufregte. Ich ließ Daudi meinen Feldstecher aus dem Krankenhaus holen. So etwas hatte ich noch nie gesehen. In der Mitte der Gruppe stand ein alter, bärtiger Mann mit einer roten Decke um die Schultern, den wir als den Unterhäuptling erkannten. Er zog die Aufmerksamkeit der Leute auf sich durch seltsame Beschwörungszereemonien. Da kam der Häuptling im Laufschrift den schmalen Pfad von Kilimatinde herunter, hinter ihm eine Menge Afrikaner. Gespannt sahen wir zu. Sie eilten in die Ebene und hielten bei der anderen Gruppe. Der Ring öffnete sich, um den Häuptling hineinzulassen. Er hob die Kürbisflasche an den Mund, legte den Kopf zurück und schluckte.

In dem Augenblick kam Daudi mit dem Fernglas. Schnell stellte ich es ein und sah scharf hinunter. Der Häuptling nahm noch einmal einen Mund voll Milch und spuckte sie vorsichtig auf etwas, das vor ihm auf der Erde lag und wie eine Sammlung von Stöcken aussah. Der Unterhäuptling steckte seine Hand in die Butter und schien die Stöcke einzusalben, die sich plötzlich vorwärtsbewegten. Ich überreichte Charles das Glas. Er schaute lange und

ernst hin, dann flüsterte er: »Es ist ein *itumbiko*« (ein Opferbrauch der Afrikaner). Daudi bat, auch einmal durch das Glas sehen zu dürfen. »*Jah*«, brummte er bestätigend.

»E-e-e-e-e, Buana. Das ist eine eigenartige Sache. Es ist ein Stock – Dudu. Ein Insekt, das von meinem Volk angebetet wird. Man betrachtet es als ein gutes Vorzeichen. Buana, lass uns hingehen und gucken. Ich habe deine Kamera mitgebracht.«

Ohne die Dornen zu beachten, bahnten wir uns einen Weg zu der alten deutschen Straße hinunter und beeilten uns, dort hinzukommen. Die Einheimischen waren so in Anspruch genommen, dass sie uns nicht bemerkten. Wir kletterten auf eine Felsen­gruppe, von wo aus wir alles gut beobachten konnten. Da war tatsächlich ein Stockinsekt, 47 Zentimeter lang. Es hatte eine so ausgezeichnete Tarnfarbe, dass man in einem Meter Entfernung daran vorbeigehen und es für den abgebrochenen Ast eines Dornbusches halten konnte. Auf seinem Rücken trug es sogar einen dornenähnlichen Aufsatz, und auf seinen astartigen Beinen schaukelte es eigenartig hin und her. Sein Schwanz war sorgfältig mit Butter eingeschmiert. Daudi erklärte mir flüsternd, dass man ihm auf diese Weise schmeicheln wollte. Das Tier war nass von der Milch, die ihm der Häuptling geschickt auf den Kopf gespuckt hatte. Dieser hielt eine Rede; und zwar an das Insekt. Es war eigentlich eine Bitte um Regen. Er spazierte um das Tier herum und bat um Fruchtbarkeit für den Boden und um eine

gute Ernte, dass ihre Viehherden gesund bleiben und viel Milch geben möchten.

Ich machte einen Schnappschuss. Beim Klicken der Kamera wandte sich einer um; wir schritten auf die Gruppe zu. Die Prozedur war offensichtlich vorüber. Wir traten nahe an das Insekt heran und untersuchten es.

»Fass es nicht an!«, schrie der Häuptling. »Es ist sehr gefährlich, eins dieser Tiere zu berühren. Sie sind sehr mächtig.«

»Würdest du etwas dagegen haben, wenn ich es fotografiere?«

»Nein, Buana, solange du es nicht wegnimmst.«

Wir legten ein Stück Zeitungspapier vor das Insekt; da spazierte es zuvorkommenderweise darauf. Auf jeder Seite hatte es seltsame Klappflügel. Ich brachte meine Kamera in eine gute Stellung. Doch da plötzlich flatterte es und flog davon.

Auf dem Dach eines Lehmhauses ließ es sich nieder. Der Besitzer des Hauses klatschte in die Hände und grölte vor Freude. Dann sauste er davon, um ein Gefäß mit Milch vor das Haus zu stellen. »O-o-o-o, a-a-a-a, das ist ja herrlich, ich werde dieses Jahr eine gute Ernte haben.«

Mein Freund, der gute Kenntnis von dem Stamm und seiner Sprache hatte, begann sich mit ihnen zu unterhalten. Der Häuptling, offenbar in sehr guter Laune, erklärte uns einiges von ihrer Kultur und von vielen seltsamen Sitten. Bleibt der Regen einmal aus, opfern sie eins ihrer schwarzen Kälber. Steht kein

Kalb zur Verfügung, so wird ein Bock geopfert, der aber kein einziges weißes Haar haben darf. Das Tier wird getötet, indem man ihm den Hals abschneidet. Das Blut wird geopfert, wann, wusste er allerdings nicht genau.

Er meinte, ein schwarzes Kalb würde deshalb gewählt, weil es schwarze Wolken ermutige, heranzuziehen, und diese bedeuten ja Regen.

»Und was geschieht mit dem Bock?«, fragte ich.

»A-a-a-a«, erwiderte der Häuptling, »den essen wir.«

Während wir zusammensaßen und uns unterhielten, erzählte ihnen mein Freund von Gott, dem Schöpfer, von der Sünde und wie der Sohn Gottes auf die Erde kam, um ein Mensch zu werden, und den Preis der Sünde bezahlte. Der Häuptling schüttelte den Kopf. »Das ist schwer zu fassen, Buana.«

Ein alter Greis trat herzu und fragte: »Warum hat Gott Jesus, seinen Sohn, geschickt?« Bevor ich antworten konnte, bat mich Daudi: »Buana, lass mich es erklären. Diese Leute verstehen mich, weil ich einer von ihrem Stamm bin; und doch bin ich auch einer von Gottes Stamm.« Wir nickten beide.

Er wandte sich an die Gruppe, die dastand und das Insekt anstarrte.

»Hört euch mal dieses Gleichnis an. In der Nähe unseres Krankenhauses in Mwumi habe ich einen Garten, und dort baue ich Erdnüsse an. Jeden Nachmittag nach der Arbeit grabe ich im Garten und pflanze Erdnüsse; mein Hund geht mit mir. Als ich

die erste Reihe fertig gepflanzt hatte, sah ich, wie mein Hund sie wieder ausgrub. Da sprang ich hinzu und rief: ›Hörst du auf!‹ Dabei schaute ich böse drein und drohte mit dem Finger. Der Hund sah mich schuld-bewusst an und wedelte mit dem Schwanz. Ich erklärte ihm: ›Du darfst diese Erdnüsse nicht fressen: Das ist nichts für Hunde, und wenn du sie nicht in der Erde lässt, habe ich nichts zu essen.‹ Ich denke schon, dass er mich verstand. Doch am nächsten Tag traf ich ihn wieder dort an beim Buddeln. Da gab ich ihm einen leichten Schlag und sagte: ›Lass das! Möchtest du etwa, dass dein Herr hungern muss?‹ Der Hund winselte, und ich war überzeugt, dass er mich diesmal verstanden hatte. Aber am nächsten Tag, als ich pflanzte, begann er wieder zu scharren.«

»Kah«, rief ein alter Mann, »ich hätte ihn verdroschen.«

»Ja«, sagte Daudi, »genau das tat ich. Der Hund jaulte, kniff den Schwanz zwischen die Beine und schaute so jämmerlich drein, wie es nur ein Hund tun kann. Mit wütender Stimme drohte ich ihm, aber es half nichts. Am nächsten Tag grub er sie wieder aus.«

»Kah«, rief ein anderer alter Mann, »ein nutzloses Tier!«

»Am nächsten Tag«, fuhr Daudi fort, »nahm ich ein Stück Fleisch mit mir, und als mein Hund zu scharren begann, piff ich und gab ihm das Stück Fleisch. ›Lieber Hund‹, sagte ich, ›dies ist besser für dich als Erdnüsse.‹ Er sprang in die Höhe

und nahm es mir aus der Hand, wobei er eifrig mit dem Schwanz wedelte. ›Endlich hat er es verstanden‹, dachte ich. Aber am nächsten Tag grub er wieder meine Erdnüsse aus.«

»Kah«, ließen sich seine Zuhörer vernehmen. »Was hättest du auch anfangen sollen, der Hund war ja ein hoffnungsloser Fall.«

»Ja«, sagte Daudi. »Ich saß im Schatten eines Baumes und dachte nach, und wie ich so grübelte, sprach ich zu mir selbst: ›Es ist ein großes Problem. Der einzige Weg, auf dem ich mich dem Hund verständlich machen kann, ist, dass ich selbst ein Hund werde und in seiner Sprache spreche. Dann und nur dann kann mich dieses dumme Geschöpf verstehen.««

»Kah«, erwiderte der alte Mann, »das kannst du ja gar nicht.«

»Nein«, sagte Daudi, »doch das ist gerade der Witz in meiner Geschichte. Gott sah, dass wir Menschen sehr hartherzig und schwer von Begriff sind. Er versuchte alle möglichen Wege, uns über die Sünde und ihre Folgen aufzuklären. Doch wir wollten nicht hören. So tat er das, was wir nicht tun können: Er wurde selbst ein Mensch, wurde arm wie wir, lebte, wie wir leben, und fühlte, wie wir fühlen. Er nahm unsere Sünden fort.«

Einen Augenblick herrschte Schweigen, da sagte ein Mann, der vorher noch nicht gesprochen hatte: »Gott, der die Welt schuf, können wir nicht verstehen. Er ist zu unbegreiflich. Aber einen Menschen können wir verstehen.«

Daudi nickte. »Jesus, der beides war, Gott und Mensch, wurde von den Menschen an einen Pfahl genagelt und bezahlte die Schuld für deine und meine Sünde.«

Die Schatten wurden länger, als wir uns verabschiedeten. Ich hörte einen alten Mann sagen: »Wir haben geopfert, doch wem? Ist es nicht besser, Jesus nachzufolgen?«

Wir waren die kurvenreiche Straße aus der Ebene zu dem Dorf Kilimatinde im hellen Mondlicht gewandert. Zu Hause angekommen spielten wir eine Partie Schach. Traurig sah ich erst meinen Springer verschwinden, dann meine Königin; schließlich stand ich schachmatt. Charles lachte. »Wir gehen besser zu Bett, vor uns liegt eine Hundert-Meilen-Safari, Doktor, und die Straße ist eine Qual. Um fünf Uhr wecke ich Sie.«

»Alright, Charles«, erwiderte ich, »gute Nacht.«

Unter dem funkelnden Sternenhimmel ging ich zu meinem Raum, von dem man einen viele Meilen weiten Blick über die Ebene hatte; in ihr lebten hunderttausend Menschen. Das war mein Wirkungsfeld! Für diese große Menschenmenge war unser Krankenhaus die einzige ärztliche Hilfe. Eine riesige Aufgabe!

Langsam und vorsichtig baute ich mein Moskitonetz auf. Dann kniete ich mich hin und dankte Gott für seine Hilfe und bat ihn um Beistand für die kommende Safari. Bevor ich das Licht ausmachte, las ich wie gewöhnlich einige Verse aus dem Buch der Bü-

cher und stieß dabei auf einen guten alten Freund – eine jener Versprechungen, mit denen jeder, der sein Leben vollkommen in Gottes Hände gelegt hat, allezeit rechnen kann. Ich las sie laut: »Ich kann alle Dinge durch Christus, der mir Kraft gibt.«

Ich machte die Laterne aus und schlief ruhig ein, in dem sicheren Bewusstsein, dass der lebendige Sohn Gottes mir bei dieser Arbeit beistand.

Am nächsten Morgen fuhren wir los, zu einer Zeit, da noch keiner außer den Haushähnen Interesse am Leben zeigte. Die ersten zehn Meilen ging es auf guter Straße schnell vorwärts. Die Sonne ging auf, als wir die steile Passstraße am Abhang des Rift-Walles hinunterfuhren. Wenn der Fahrer seitlich aus dem Fenster schaut, wird er ermahnt, vorsichtig zu sein; denn unter ihm liegen die Trümmer von drei Lastwagen. Ein Spaßvogel hatte das Blech eines Benzinkanisters aufgestellt, auf dem man lesen konnte: »Fahr langsam! Schau hinunter!«

Das war eine gute Methode, die Fahrer auf dieser höchst gefährlichen Straße zu vorsichtigem Fahren anzuhalten.

Wir waren inzwischen in der Ebene angelangt und fuhren zwischen verkümmerten Palmen hindurch. Eine grüne Anpflanzung von Mangobäumen tauchte vor uns auf, in der wir eine Anzahl arabischer Läden bemerkten. Weiter hinten stand ein lehmverputztes Gebäude mit einem rohen Holzkreuz. Davor hielten wir an, um Benjamin, den afrikanischen Geistlichen, mitzunehmen, der mit uns auf Safari gehen sollte.

Ich stieg aus und ging zu seinem Haus hinüber. Von innen drangen klagende Laute an mein Ohr. Ich fasste meinen Medizinkasten und eilte schneller auf das Haus zu, in dem Gefühl, irgendwie helfen zu können. In der Tür traf ich Benjamin, ein Bild der Trauer.

Er ergriff meine Hand. »Oh, Buana, eine Frau aus dem Busch war auf dem Weg zum Krankenhaus. Es ist ein Vierzig-Meilen-Weg. Gestern Abend kam sie hier an. Ihr Baby wurde geboren, aber nun ist es tot! Es ist ihr siebtes Kind, und sie alle sind gestorben; sie hoffte so sehr, dass ihr diesmal in unserem Krankenhaus geholfen würde.«

Ich ging hinein und sah ein neugeborenes Kind auf einer gefalteten Decke liegen. Es atmete nicht, doch als ich meine Hand auf seine Brust legte, fühlte ich das Herz noch leicht schlagen.

»Wann ist es geboren?«

»Vor einer Viertelstunde, Buana.«

»Benjamin«, rief ich. »Ich brauche schnell heißes Wasser.«

»Wir haben nicht einen Tropfen, Buana.« Aus meinem Medizinkasten nahm ich Hörrohr und Spritze.

Charles erschien an der Tür. »Ohne heißes Wasser kann ich nichts machen. Zapf etwas aus dem Kühler ab. Aber beeil dich – ein Leben steht auf dem Spiel.«

Benjamin ergriff das Baby an den Füßen und hielt es mit dem Kopf nach unten. Ich steckte den Gum-

mischlauch vom Hörrohr in seinen Mund und sog heftig ein. Die Brust des Kindes ging auf und ab. Endlich war die Luftröhre frei. In Eile gab ich dem zitternden kleinen Körper eine Spritze unter die Haut. Benjamins Frau brachte eine Büchse mit kaltem Wasser und eine Kürbisschalenplatte. Kurz darauf erschien Charles mit rostfarbenem, heißem Wasser. Ich füllte eine Schale ab und goss es über das Kind, gleich darauf kaltes. Alles hing von den nächsten Minuten ab. »Samson, arbeite du mit dem Gummischlauch weiter. Charles, gieß abwechselnd heißes und kaltes Wasser über das Baby. Ich versuche es mit künstlicher Beatmung.«

Meine Begleiter und ich gaben uns die größte Mühe. Im Hintergrund standen Benjamin und seine Frau. Drei kleine afrikanische Mädchen schauten neugierig durch das Fenster. Die Großmutter des Babys verkroch sich murmelnd in eine dunkle Ecke. Nach einer Minute hustete das Kind, spuckte und fing an zu schreien. Samson strahlte. Ich ließ nach mit meinen Anstrengungen, nahm das Kind hoch und trug es zu seiner Mutter, die auf einem afrikanischen Bett in einem anderen Raum lag. Sie hatte das Gesicht zur Wand gewendet, äußerst niedergeschlagen. Benjamins Frau hatte es ihr so bequem wie möglich gemacht. Ich trat zu ihr heran. Sie öffnete die Augen nicht. Ohne ein Wort übergab ich das Kind einem Mädchen und fühlte ihren Puls.

»Wie geht es dir?«, fragte ich. Sie schüttelte ihren Kopf.

»Buana, mein Herz ist traurig. Meine Freude ist hin. Schau, mein Kind ist tot. Wenn ich nur frühzeitig zum Krankenhaus hätte kommen können. Der Pastor betete, doch Gott erhörte uns nicht. Mein Leben ist wirklich nutzlos!«

Benjamin stand am Fußende des Bettes. Er war ein sehr kleiner Mann. Hinter ihm türmte sich mein australischer Freund auf. Der kleine Afrikaner begann zu sprechen:

»Aber Gott hat unser Gebet doch erhört. Als wir noch beteten, stand Buana, der vielleicht einmal im Jahr hierherkommt, vor der Tür. Er hat inzwischen gearbeitet.«

»Kah«, unterbrach ihn die Frau, »was nützte denn seine Ankunft? Das Kind war ja tot. Es atmete nicht mehr.«

»Nein«, warf Benjamin ein, »aber jetzt!« Da warf sich die Frau herum und sah ihr Kind auf den Armen des lächelnden Mädchens neben mir; sie war sprachlos und schlang ihre Arme um das Kind. Einen Augenblick herrschte tiefes Schweigen im Raum, da fasste Benjamin alle unsere Gefühle zusammen, indem er Gott dankte, dass wir im Moment größter Not gekommen waren. Seine Frau flüsterte mir zu: »Mach dir keine Sorgen um sie! Ich werde dafür sorgen, dass sie mit dem Kind ins Krankenhaus kommt.«

Die Frau ergriff meine Hand und küsste sie: »Vielen Dank, Buana, Gott selbst hat dich geschickt. Er ist der Allmächtige.«

Als wir zum Auto hinausgingen, füllte Samson gerade den Kühler auf. Daudi machte es sich hinten im Wagen bequem und ließ den kleinen afrikanischen Pastor neben sich sitzen. Charles trat auf die Kupplung, und los ging's. Wir bogen von der Hauptstraße ab und fuhren vorsichtig Meile um Meile über die Ebene, die weiß unter der Äquatorsonne glänzte. Eine dünne Salzschrift lag auf der harten und brüchigen Erdkruste. Ab und zu tauchten kleine Dornbuschgruppen auf und ganz vereinzelt Palmen. Es war eine langweilige Gegend.

»Kah«, sagte Daudi, »wenn es regnet, ist hier alles nur Schlamm. Man sinkt bis an die Knie in den Lehm ein. Etwa in vierzehn Tagen wird hier alles Morast sein, und man muss sein Auto mitten im Urwald stecken lassen und zu Fuß nach Hause laufen.«

Mein Freund schaltete gewandt einen anderen Gang ein und sagte auf Englisch: »Das ist nur allzu wahr. Wenn die Regenfälle früh kommen, gibt es kein Zurück mehr über diese Ebene.«

Wir fuhren an einigen afrikanischen Hütten vorbei. Benjamin bemerkte: »Diese Ebene, Buana, nennen wir *Itetema*, das heißt: zäher Schlamm. Dort vorn habe ich einmal einen Mann bis an die Hüften einsinken sehen.«

»Pah«, unterbrach Daudi ihn, »und ich habe einen Zahn, der immer wehtut, wenn es Regen gibt. Und das tut er jetzt.«

Wortlos reichte ich ihm eine Aspirin-Tablette. Er schluckte sie, ohne die Augen aufzuschlagen, und

sagte: »Meinst du, die Tablette kann den Regen zurückhalten, Buana?«

Wir hoppelten gerade über einen Erdhöcker, und Daudi stieß mit seinem Kopf unsanft gegen das Dach. Vor Lachen vergaßen wir den Regen.

Vor uns lag ein schmaler Streifen dichten Waldes. Das Thermometer zeigte achtunddreißig Grad Hitze. Doch bevor wir in den Wald hineinfuhren, hielten wir an, zogen alle Vorhänge zu und verstopften alle Ritzen. Innen war die Luft erdrückend. Der gleißende Schein des Sandes machte einem unheimlichen Zwielicht Platz, als wir durch das dichte Unterholz fuhren. »Langsam, vorsichtig, Buana«, rief Daudi warnend. Die Bremsen kreischten auf, der Kühler schien im Nu verschwunden zu sein, und wir schossen den Abhang eines trockenen Flussbettes hinunter. Den plötzlichen Abfall der Straße hatten wir kaum sehen können.

Auf der anderen Seite schien das Flussbett einen bequemen Aufstieg zu bieten, und wir arbeiteten uns in langsamer Fahrt hinauf.

»Wow!«, ließ der Fahrer sich vernehmen, »ich möchte die Uferbänke nicht gerade bei nassem Wetter überwinden müssen.«

Kaum hatten wir diese Gefahr überstanden, da schien unser Auto ganz von Fliegen umgeben zu sein. Sie prallten gegen die Windschutzscheibe, und trotz unseres sorgfältigen Abdichtens drangen einige in den Wagen ein.

»Es sind Tsetsefliegen«, sagte Benjamin ängstlich, »sie könnten uns beißen!«

Daudi schwitzte furchtbar und schlug wütend nach den aufdringlichen Insekten. Ich fühlte einen starken stechenden Schmerz in der Schulter und platzte im ersten Schreck los:

»Eh! Was ist denn das?!«

»*M'bung'ho*«, lachte Daudi und wollte es mir erklären, doch im selben Augenblick sprang er in die Höhe, stieß krachend mit dem Kopf gegen das Auto-dach und rief: »Oh, Buana, ich bin unten drunter gebissen worden!«

Doch so schnell, wie wir in den Tsetsefliegen-Schwarm gestoßen waren, so schnell war er auch wieder verschwunden. Ich hob eins der Insekten, das ich geschlachtet hatte, auf. Es war gestreift und so groß wie eine normale Fliege. An der Scheibe saß noch eine, jedoch glücklicherweise an der Außenseite, und ich bemerkte, dass sie die Flügel angelegt hatte. »Eine scheußliche Brut«, brummte Charles. »Es fühlt sich an, als wenn eine Nadel in einem steckt.«

Ich nickte. »Manchmal wünsche ich, ich wäre kein Arzt.«

»Warum?«

»Nun, ich kenne das Bild der Schlafkrankheit, die die Biester mit sich schleppen. Zuerst schwellen die Halsdrüsen an, dann kommt das Fieber, schließlich wird man immer schläfriger; es folgen alle Arten der Paralyse und dann – na, guten Appetit.«

Charles grinste.

»Und wie stellst du fest, ob einer die Krankheit hat oder nicht?«

»Mit dem Mikroskop«, erwiderte ich. »Färbe einen Blutstropfen; wenn du dann ein Bild erblickst, das einer Sammlung von Würstchen ähnlich sieht, dann bist du Anwarter auf Tryparsamid, ein Arsenpräparat, das zwar die Erreger tötet, aber gelegentlich auch totale Blindheit hervorruft.«

»Schöne Aussichten«, bemerkte der Fahrer. Wir nahmen die Vorhänge hoch und töteten alle versteckten Insekten, die in den dunklen Ecken des Wagens Schlupfwinkel gefunden hatten.

Während der letzten zehn Meilen hatten wir überhaupt kein Tier gesehen. Kein Bulle kann einen Angriff dieser gefährlichen Insekten überleben. »Das einzige Geschöpf, das den Bissen dieser Tiere standhalten zu können scheint, ist unser alter Freund *ndogoue* (der Esel)«, sagte Charles lachend.

»Na, dann werde ich ja wohl auch standhalten können!«

In letzter Minute

Der Monat in Kilimatinde hatte allerhand Abwechslung gebracht: ein Erdbeben, einen Mord und eine schwierige Luftröhren-Operation. Ich war wieder in Mwumi. Gleich am ersten Nachmittag führte ich fünf Star-Operationen durch. Auf dem Weg vom Krankensaal nach Hause traf ich Samson, der gerade Schmetterlinge auf ein Kanisterbrett spannte.

»Samson, wir werden sehr bald ein neues Auto haben.«

»Was, Buana, hast du schon das Geld dafür?«

»Nein, aber den Glauben. Ich habe Gott um einen neuen Wagen gebeten und habe irgendwie das Gefühl hier« – ich deutete auf einen Punkt zwischen meinen Rippen –, »dass er das erhören wird. Unser alter armer ›Sukuma‹ mit seinem Getriebekasten existiert zwar noch« – ich wies mit der Hand auf die Ebene hinaus. Eine große Eidechse saß auf dem Boden in der Garage und sah mich bewegungslos an. Ich warf mit einem Zweig nach ihr. Sie kletterte an der Mauer hoch. Ich schaute sie drohend an: »Nimm dich in Acht, mein Freund, in kurzer Zeit wird dieser Ort zu gefährlich für Eidechsen sein. Wir werden ein funkelneues Auto besitzen, das wir als Krankenwagen benutzen können. Große Räder wird es haben, starke Federn und Super-Stoßdämpfer; und graue Eidechsen kann man auf grauem Boden nicht sehen.«

Die Eidechse blinkte, Daudi lachte: »Aber wann, Buana, wann?«

Eine fröhliche Stimme erklang in den Büschen hinter meinem Erdnussgarten. Es war der Postbote mit dem Postsack über der Schulter. Ich nahm den Sack entgegen, schloss ihn auf und sortierte die Briefe. Dann öffnete ich meine eigenen. Der erste stellte genaue Fragen über meine Verdauung und enthielt eine Rückantwortkarte für eine Werbesendung. Der zweite war voller Komplimente; er stammte von einem arabischen Patienten. Der nächste war eine Rechnung für Bettdecken. Der letzte steckte in einem gewöhnlichen Umschlag, und der Brief war nur kurz: »Lieber Doktor, ich habe Ihnen 200 Pfund überwiesen. Ich fühle es, dass Sie dort so etwas wie einen Krankenwagen gebrauchen können. Nach dem, was ich hörte, kann man mit Ihrem jetzigen Auto nicht mehr viel anfangen, und es leistet nicht das, was es sollte. Gott hat mir aufgetragen, Ihnen beiliegendes Geld zu schicken. Ich denke, Sie können es gebrauchen!«

Ohne ein Wort überreichte ich den Brief meiner Frau. Sie trat an die Lampe und las.

»Hodi«, erklang eine Stimme von der Tür.

Daudi und Samson traten ein. »Buana«, sagte Letzterer, »eine schlechte Nachricht. Mit ›Sukuma‹ ist es aus. Er ist ganz kaputt. Er wird nie wieder auf Safari gehen.«

Bevor ich antworten konnte, reichte meine Frau ihnen den Brief. Als sie ihn lasen, schienen ihre Augen weit hervorzutreten.

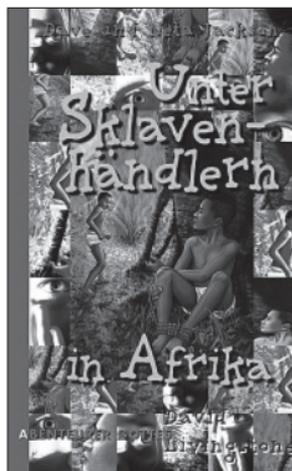
»Kah«, staunte Daudi. »Es ist da!«

»Kommt alle her«, forderte ich sie auf. »Da gibt es nur eins zu tun.«

Gemeinsam knieten wir nieder und dankten dem allmächtigen Vater von Herzen. Das Auto konnte die Rettung vieler Menschenleben bedeuten. Wir wussten: Es würde den Alldruck der unsicheren Transporte wegnehmen, große Erleichterung bringen und viel Zeit sparen für einen Dschungeldoktor auf Safari.

Dave und Neta Jackson

Unter Sklavenhändlern in Afrika – David Livingstone

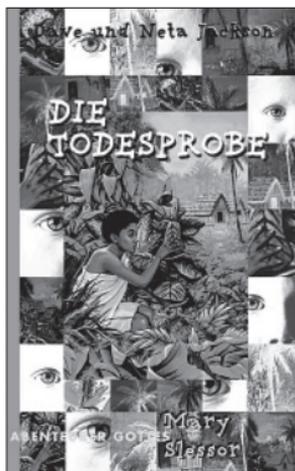


Ein dringender Hilferuf war am Ufer des Shirwa-Sees zu hören. Zwei afrikanische Jungen, Wikatani und Chuma, sind von Sklavenhändlern entführt worden. Doch ihre verzweifelten Schreie konnten in ihrem Heimatdorf nicht gehört werden. Ihnen steht ein beschwerlicher Marsch durch den Dschungel bevor, der sie zu einem unbekanntem Ziel führen würde. Wohin würden die Entführer sie bringen? Welche Chance zur Flucht könnten die Jungen haben? Und wenn sie fliehen könnten: Würden sie jemals ihren Weg nach Hause finden? Zu ihrem Glück gibt es David Livingstone, einen Missionar und britischen Staatsbeamten, der alles tut, was er kann, um den Sklavenhandel im Südosten Afrikas um das Jahr 1860 abzuschaffen. Aber können die beiden Jungen wirklich hoffen, dass Livingstone auch ihnen helfen kann?

128 Seiten, Taschenbuch, ISBN 978-3-89397-448-1

Dave und Neta Jackson

Die Todesprobe – Mary Slessor



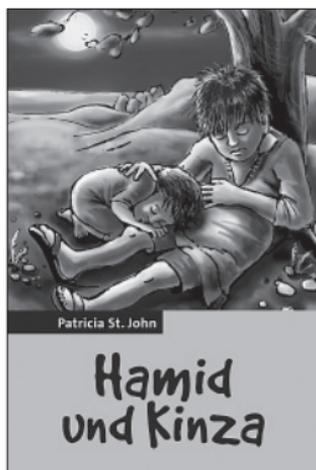
Wo kommt denn plötzlich die weiße Frau her, die keine Farbe im Gesicht hat? Imatu sieht sie in einem Kanu mit fünf schwarzen Kindern den Fluss herunterschwimmen. Mary Slessor ist aus Schottland in Imatus Stamm gekommen und möchte den Menschen dort von dem wahren Gott erzählen. Dort gibt es sehr viele Abenteuer zu bestehen. Imatus Mutter wird gefangen genommen und soll sich vor allen der Giftprobe unterziehen. Kann sie gerettet werden?

160 Seiten, Taschenbuch, ISBN 978-3-89397-442-9

clv

Patricia St. John

Hamid und Kinza



Durch das Buch »Hamid und Kinza« werden wir nach Marokko versetzt. Das ereignisreiche Schicksal eines Moslemjungen, der seine blinde Schwester einem grausamen Stiefvater zu entziehen sucht; die Entfaltung dieses Kindes, als es mit christlicher Nächstenliebe in Berührung kommt; die Selbstsucht eines in Wohlstand und Luxus aufgewachsenen englischen Mädchens, die durch die Kraft derselben Liebe überwunden wird – all das wird den jungen Leser fesseln, seinen Horizont erweitern und ihn zu fruchtbarer Besinnung führen.

224 Seiten, Taschenbuch, ISBN 978-3-89397-567-9

clv